

24 170

Wojciechowska  
Biblioteka  
Rezydująca w m. 100  
w Trzemesznie

VIII

—

783



2041



+



# Deutsch-Ostafrika

□

Kriegs- und Friedensbilder

von

**J. Stentzler**

Hauptmann u. Kompagnie-Chef im Inf.-Regt. von Lügow (1. Rhein.)  
Nr. 25, früher in der Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.



~~Jan. II a  
1556.~~

Leipzig  
Verlag von Wilhelm Weicher  
1906.



*lit. podręcznik  
Alfryde*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5167332

83  
*ret*

Deutscher Verlag

Verlag des Zentralinstituts



24170

ZBIORNICA  
Kolekcja Biblioteki  
Zachodniopomorskiej

NM-67332 N-471315/TMK



Meiner lieben Schwester Clara  
zugeeignet.





## Vorwort.

Die Literatur aller Art über Deutsch-Ostafrika ist beträchtlich.

Um so mehr war ich erstaunt über die Fragen, welche an mich gerichtet wurden, als infolge des letzten Aufstandes das Interesse auch für Deutsch-Ostafrika wieder rege wurde; Fragen, aus denen sich ergab, daß die meisten Leute, welche nicht irgendwelche besonderen kolonialen Beziehungen haben, sich gerade von den allgemeinen Verhältnissen dort draußen keinen rechten Begriff machen können.

Wenn die nachfolgenden kurzen Schilderungen dazu beitragen, das Verständnis und Interesse für unsere schöne Kolonie zu fördern, so hat die Arbeit ihren Zweck erfüllt.

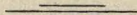
Kastatt, September 1906.

**Stentzler.**



# Inhalt.

	Seite
1. Dar es Salam . . . . .	1
2. Kaiserliche Schutztruppe . . . . .	11
3. Über den Aufstand 1905/06 . . . . .	29
4. Eine Stationsgründung . . . . .	35
5. Expeditionsführung . . . . .	49
6. Missionswesen . . . . .	68
7. Jagdliches . . . . .	71
8. Allgemeine wirtschaftliche Lage . . . . .	84
9. Plantagen und Eingeborenen-Kulturen . . . . .	87
10. Besiedelung . . . . .	95
11. Handel und Eisenbahnbau . . . . .	97
12. Erzieherische Bedeutung der Kolonien . . . . .	107





## Verzeichnis der Bilder.

	Seite
1. Stadt und Hafen von Dar es Salam . . . . .	1
2. Sansibar: Sultanspaläste, Harem und Leuchtturm am Hafen . . . . .	2
3. Eine Gerichtsverhandlung in Deutsch-Ostafrika . . . . .	6
4. Kaffeegesellschaft auf dem Tennisplatz in Dar es Salam . . . . .	10
5. Blick auf den Lukuledifluß bei Lindi . . . . .	18
6. Askariweiber in Lindi . . . . .	24
7. Abendstopp beim „Griechen“ in Mpapua . . . . .	28
8. Gouverneur Excellenz von Schele in Kionga . . . . .	34
9. Kompagnie auf Expedition . . . . .	62
10. Arabisches Fahrzeug (Dhau) mit indischen Händlern . . . . .	84
11. Markthalle von Dar es Salam . . . . .	92
12. Karawanjerei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Bagamoyo . . . . .	96

---

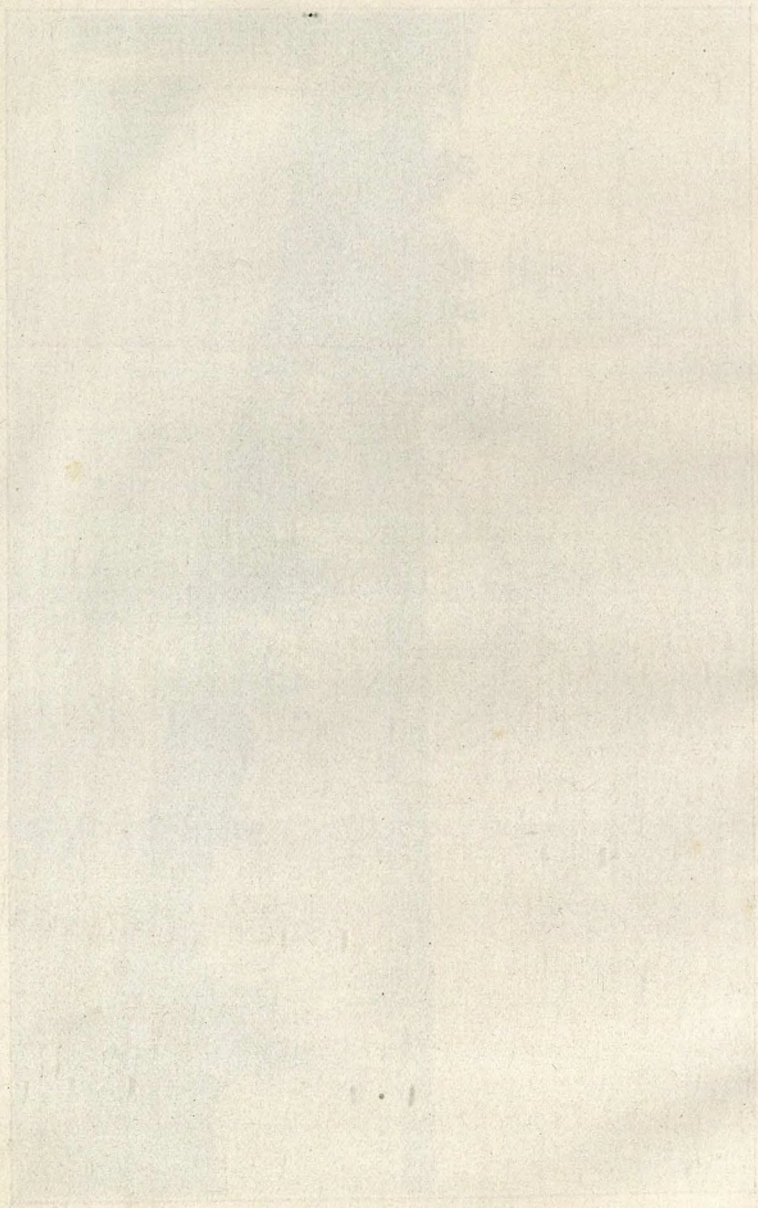
---



Aus „Auf weiter Fahrt“ Bd. 5.

Stadt und Hafen von Dar es Salam.







## Dar es Salam.

Von Berlin ging es über die Alpen durch Italien nach Neapel, von wo uns ein Dampfer der deutschen Ostafrika-Linie nach der neuen Heimat tragen sollte.

Drei Tage herrlicher Fahrt brachten uns durch die Straße von Messina nach Port-Said, dem Eingangsort des Suezkanals. Es war der erste Punkt, wo uns orientalisches Leben entgegentrat. Leider lag unser Schiff in Quarantäne, so daß wir nur von dort aus neugierigen Auges das lebhafteste Getriebe, das malerische Durcheinander von Angehörigen aller Völker der alten Welt bewundern konnten.

Der Weg ging weiter durch den Kanal an Suez vorbei, durch das damals unglaublich heiße Rote Meer nach Aden, der eigenartigen Felsenstadt.

Nach weiteren 7 Tagen, die uns teilweise gehörig herumgeschüttelt, wurde uns die freudige Kunde: in wenigen Stunden kommt Tanga, der erste Hafen unserer ostafrikanischen Küste in Sicht.

Unser aller bemächtigte sich eine gewisse gespannte Aufregung, sollten wir doch hier den ersten Blick in die neue Welt tun, die für längere Zeit das Feld unserer Tätigkeit bilden würde.





In den Hafen gelangt man durch eine schmale Einfahrt, so daß Tanga ganz plötzlich vor dem Auge des Beschauers erscheint. Die Ufer sind bewaldet, gerade vor dem Bug des Schiffes breitet sich der Ort aus. Wir eilten schnelligst an Land, besuchten zuerst die Boma (Fort), deren Räume und Einrichtungen einen sehr vorteilhaften Eindruck machten. Dann ging es in die Stadt.

Unsere bisherigen Vorstellungen eines Negerdorfes erwiesen sich als trügerisch, wir dachten einen ungeordneten Haufen verstreut liegender, elender Hütten zu finden und sahen verhältnismäßig gerade, gepflasterte, reinliche Straßen, die Häuser meist mit einer Veranda versehen, eine Unmenge von Läden, Kaffeehäuser für die Araber und Askaris. Die Neger waren sauber, meist in die langen, arabischen Hemden gekleidet, jedem Europäer machten sie achtungsvoll Platz, ein freundliches „jambo bana“ zurufend.

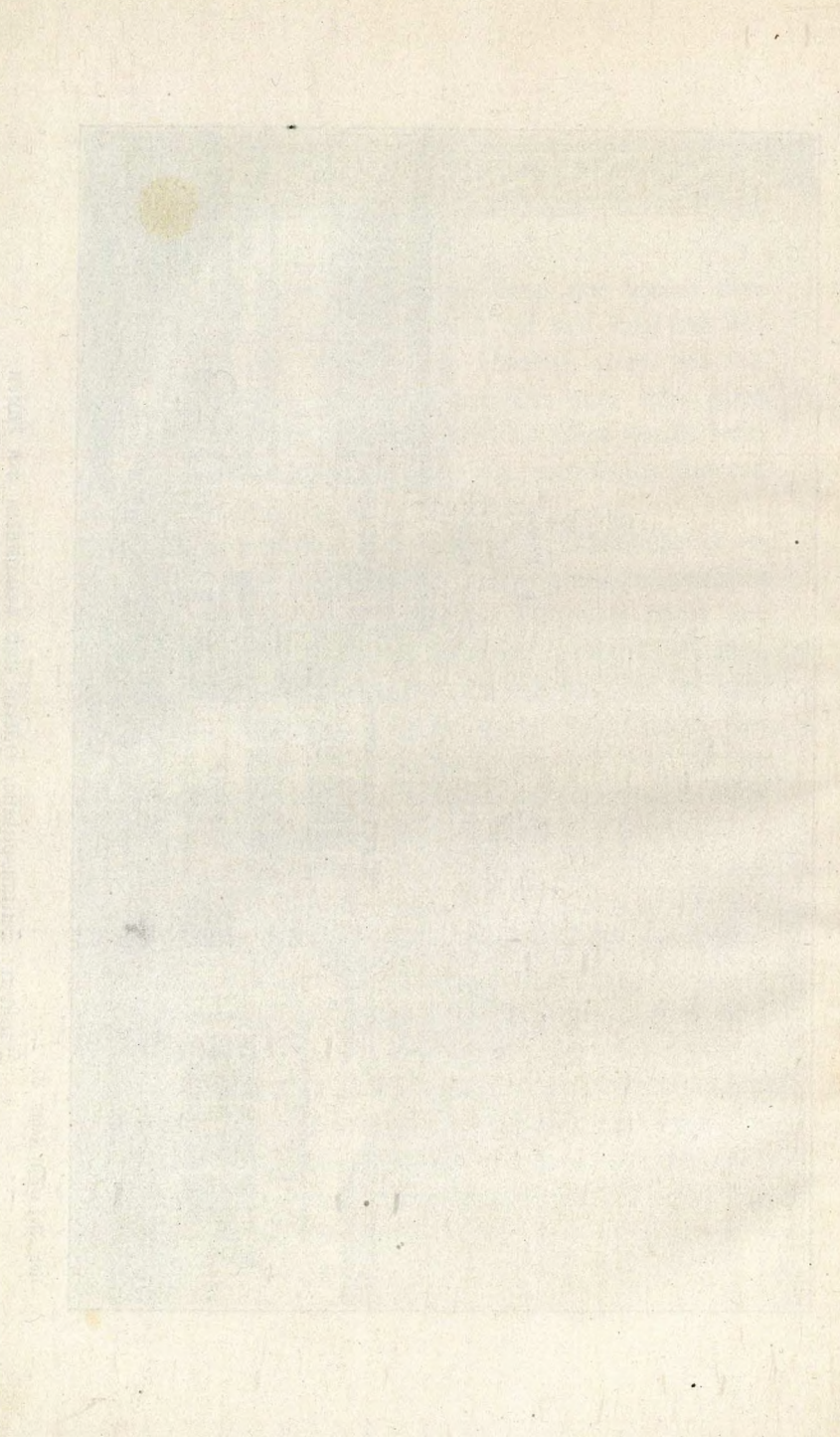
Am zweiten Morgen setzten wir die Reise fort, zunächst die Küste von Sansibar entlang. Es war ein herrlicher Anblick, die Ufer überall üppig bewaldet, nur unterbrochen von Schamben und Landhäusern des Sultans sowie vornehmer Araber. Die Stadt selber mit ihren großen, tadellos weißen Häusern und dem damals noch nicht zerstörten, gewaltigen Sultanspalast gewährte gleichfalls ein überaus reizvolles, malerisches Bild. Sie ist sehr ausgedehnt, hat etwa 80 000 Einwohner und ist auch heute noch, trotz aller Anstrengungen unsererseits, der Schlüsselpunkt des Handels der ganzen ostafrikanischen Küste.



Aus „Auf weiter Fahrt“ Bd. 2.

Zanzibar: Sultanspaläste, Harem und Leuchtturm am Hafen.







Am Spätnachmittag kamen wir in die Höhe von Dar es Salam. Von weit her leuchtete uns der weiße Gouvernementspalast entgegen. Auch hier, ähnlich wie in Tanga, fuhren wir durch eine schmale Einfahrt und unvermittelt, in wenigen Augenblicken, lag der Hafen mit seinen Ufern vor uns.

Der Anblick, den Dar es Salam in der Abenddämmerung bot, war überraschend; auf uns empfängliche Neulinge wirkte er geradezu märchenhaft. Der Hafen war von Schiffen aller Art, europäischen wie einheimischen, belebt. Links grüne Ufer, rechts die evangelische Mission, durch einen Palmenhain schimmernd, dann die große Messe für Offiziere und Beamte, europäische Wohnhäuser in tropischem Stil, die Boma, der mit Zinnen gekrönte Zollschuppen und noch zahlreiche andere stattliche Gebäude. Dahinter liegen verborgen die Indier- und Negerviertel.

Dar es Salam ist bekanntlich seit 1891 Sitz der Regierung und hauptsächlich daher rührt das schnelle Aufblühen des früher nur unbedeutenden Fischerdorfes. Der Ort zählt etwa 23 000 Einwohner, darunter 600 Europäer, Offiziere und Unteroffiziere, Beamte und zahlreiche Geschäftsleute; im übrigen Araber und Neger.

Die Araber haben sich völlig mit unserer Herrschaft ausgesöhnt, sie sind im allgemeinen Großgrundbesitzer und bilden gewissermaßen die Aristokratie des Landes. Ihr Besitztum sind Zucker- und Kokospflanzungen, Reisplantagen und Sklaven. Eigentliche Händler sind sie nicht, sie bilden





mehr die Vermittler des Handels, indem sie, vor allem früher, Elfenbein aufkauften und zur Küste führten. Sie sind an Handelsgeschicklichkeit den Indern weit unterlegen, denen sie auch meist verschuldet sind.

Letztere haben den Kleinhandel, aber auch einen sehr bedeutenden Teil des Großhandels in Händen, da sie den Eingeborenen näher stehen und in der Behandlung derselben den Europäer weit übertreffen. Einen Segen für das Land bilden sie nicht. Araber wie Neger kommen durch sie in Schulden und den Gewinn verzehren sie nicht etwa im Lande, sondern verschwinden, sobald sie ein gewisses Vermögen zusammengesparrt und -gewuchert haben, nach Indien. Leider müssen wir noch längere Zeit mit ihnen rechnen.

In Dar es Salam laufen die Fäden der gesamten Militär- und Zivilverwaltung zusammen. Da bei dem Umfange der Geschäfte der Gouverneur außerstande ist, überall persönlich einzugreifen, so steht ihm in den militärischen Angelegenheiten der „Major beim Stabe“ zur Seite, während die Zivilverwaltung in verschiedene Referate eingeteilt ist, deren Tätigkeit kurz folgende ist.

Das Referat für Landes-Kultur steht unter Leitung des Geheimen Regierungsrats Dr. Stuhlmann, der sich um die kulturelle Entwicklung der Kolonie große Verdienste erworben hat.

In den verschiedenen Versuchsanlagen ist die Nutzbarkeit anbaufähig erscheinender Pflanzen zuerst erprobt worden,



wie z. B. in Sivale (Kautschuk), Kurafini (Agaven), Mombo (Baumwolle), Kwai (europäisches Getreide und Gemüse).

Die bedeutendste Einrichtung ist jetzt das Landwirtschaftlich-Biologische Institut in Umani bei Tanga, dessen Zweck Hebung und Erhaltung der ostafrikanischen Landeskulturen ist. Dies umschließt, um nur das Wesentlichste herauszugreifen: Kulturversuche, Bodenanalysen, Erforschung von Krankheiten von Tieren und Pflanzen, Erforschung der Flora und Fauna der Kolonie, Karterteilung an Pflanze u. ä.

Aufgabe des Referates ist ferner: Einführung einer geordneten Forstwirtschaft.

Infolge des planlosen Holzschlagens und Wildbrennens durch die Eingeborenen gingen die Waldbestände immer mehr zurück. Durch den Einfluß der Lokalbehörden und Schließung ganzer, dem Gouvernement gehöriger Distrikte sucht man dem entgegenzutreten. Hierzu sind mehrere Bezirke abgegrenzt, und zwar am Rufiji, bei Tanga, Wilhelmstal und Dar es Salam. In dem letzteren hat sich bereits gezeigt, wie der Wald sich erholt, nachdem das Wildbrennen und der freie Holzschlag aufgehört haben. Eine energisch durchgeführte Waldschutz-Ordnung wird daher von segensreichen Folgen sein.

Schließlich untersteht dem Referat die Landesvermessung, für die es über zahlreiche Topographen und Geometer verfügt. Die Karte des Küstengebietes ist jetzt vollständig. Usambara ist, soviel ich weiß, im Maßstab 1 : 25 000 aufgenommen, und auch von dem weiteren Innern bis zu den





Seen herauf sind bereits zahlreiche Kartenblätter vorhanden, nach denen sich sehr gut marschieren läßt.

Das Hauptverdienst um diese Aufnahmen gebührt den Offizieren der Schutztruppe.

Auch das Referat für Medizinal-Angelegenheiten umschließt einen weiten Wirkungskreis, und seine Bedeutung ist im Laufe der Jahre außerordentlich gewachsen. Soweit ich es zu beurteilen vermag, ist dies dem Einfluß des Geheimrat Koch zuzuschreiben, der auch die besondere Vorbildung der nach Afrika hinausgehenden Ärzte angeregt hat.

Man hat der Erforschung der verschiedenen tropischen Krankheiten, besonders der Malaria große Aufmerksamkeit geschenkt und in der Behandlung der letzteren sehr wesentliche Fortschritte gemacht, wenn sie auch noch weiter ihre Opfer fordert.

Ferner werden Schutzmaßregeln gegen die Einschleppung und Verbreitung ansteckender Krankheiten getroffen, die bekannt werdenden Seuchenherde sofort unter ärztliche Beobachtung gestellt.

Auch der Schutzpockenimpfung der Eingeborenen hat man sich nach Kräften angenommen. Anfänglich mußte man sich auf die Küstenbezirke beschränken, da die Lymphe beim Transport verdarb, wenn auch die Impfung von Arm zu Arm bei Karawanen, die nach dem Innern zogen, manchmal glückte. Neuerdings hat man ein sehr zweckmäßiges Verfahren eingeführt. Die natürlich sehr gut verschlossene und verpackte Lymphe erhält zuletzt eine Umhüllung von Watte



Aus „Auf weiter Fahrt“ Bd. 1.

Eine Gerichtsverhandlung in Deutsch-Ostafrika.







und der betreffende Bote muß nun dieses Päckchen in jedem Wasserloch oder Bach, an dem er vorbeikommt, anfeuchten. Die Verdunstung des Wassers erzeugt bekanntlich Kälte, und so ist es gelungen, die Lymphe bis zu den Seen zu schicken.

Schließlich sind noch auf tierärztlichem Gebiet die Bemühungen zu erwähnen, die man der Erforschung der Surra — Folge des Stiches der Tsetsefliege — und des Texasfiebers zuwendet.

Das Referat für Bauwesen unter einem Regierungsbaumeister hat Bau und Instandhaltung sämtlicher fiskalischer Gebäude an der Küste zu besorgen, sowie die Beschaffung von Material für die Innenstationen.

Die Gerichtsverwaltung für Europäer steht unter einem Obergericht mit zwei Bezirksrichtern. Streit- und Strassachen der Farbigen werden durch die Stationschefs bzw. Bezirksamtleute entschieden; doch bedürfen diese Urteile bei Todesstrafe wie bei größeren Freiheitsstrafen der Bestätigung durch den Gouverneur.

Die Gouvernementsflotille besteht der Hauptsache nach aus fünf größeren Dampfern: „Kaiser Wilhelm II.“ „Rowuma“, „Kufiji“, sowie „Hermann von Wissmann“ auf dem Nyassa und „Hedwig von Wissmann“ auf dem Tanganika, ferner zwei kleinen Zollkreuzern und dem Flußdampfer „Ulanga“. Die Verwaltung ist kaufmännisch, da sich dies als sparsamer erwiesen hat.

„Rowuma“ und „Kufiji“ dienen dem Verkehr von Dar es Salam nach dem Norden bzw. Süden des Schutzge-





bietet. Sie fahren durchschnittlich zweimal im Monat und befördern neben den Gouvernementslasten auch Privatgüter und Passagiere und zwar in ziemlich beträchtlicher Menge. „Kaiser Wilhelm II.“ steht zur Verfügung des Gouverneurs und besorgt hauptsächlich alle sechs Monate das Auswechseln der Tonnen und Bojen, wird aber auch zu allen anderen Zwecken verwendet. Die Zollkreuzer sind eine Art Depeschensbote, während „Uanga“ dem Verkehr auf dem Kufiji bis Kungulio flußaufwärts dient. „Hermann von Wissmann“ und „Hedwig von Wissmann“ werden sich erst rentieren, wenn die Bahn zum Nyassa gebaut ist.

Das Finanzreferat unter einem Finanzdirektor hat den Etat aufzustellen, nach Bewilligung desselben durch den Reichstag den verschiedenen Referaten die zustehenden Summen zu überweisen und ist für die richtige Verwendung und Verrechnung derselben verantwortlich.

Zu seinem direkten Wirkungskreis gehört auch das Hauptmagazin. Hier erhält man gegen Quittung alles, was an Utensilien, Mobiliar und Geräten gebraucht wird: von Nagel und Hammer bis zur Küchen- und Wohnungseinrichtung.

Ferner ist ihm die Zollverwaltung unterstellt. Zollstationen befinden sich sowohl an der Küste, wie an den wichtigsten Verkehrspunkten der Grenzen im Innern; es werden Ein- und Ausfuhrzölle erhoben.

Für die eigentliche Verwaltung ist das Schutzgebiet in Bezirke eingeteilt, die, soweit die Zivilverwaltung durchge-



führt ist, Bezirksamtleuten, sonst den militärischen Stationschefs unterstehen.

Das Leben der Europäer in Dar es Salam und auf den anderen großen Küstenstationen verfließt ziemlich regelmäßig. Die Wohnungen mit allem Zubehör stellt das Gouvernement, die gesamte Verpflegung erhält man meist in der Messe.

Morgens: Kaffee, Tee oder Kakao, Brot, zwei Eier und Aufschnitt.

Um 12 Uhr: Suppe, ein Mittelgericht und Fleisch.  
Um 7 Uhr: Suppe, Mittelgericht, Braten und Käse oder Früchte: Ananas, Bananen, Mango, Apfelsinen. Dazu trinkt man meist Wein für 1.25 M. bis 2.— M. die Flasche; an die für unsere Begriffe warme Temperatur der Getränke gewöhnt man sich bald. In Dar es Salam gibt es übrigens schon seit vielen Jahren Eis.

Die Sitte des sog. „Schoppens“ hat sich auch in Ostafrika schnell eingebürgert: teils schon vormittags, meist aber zwischen 5 und 7 Uhr abends versammeln sich die Europäer nach Rangklassen sorgsam getrennt — in Dar es Salam in einem der zahlreichen Hotels, sonst beim „Griechen“ —, um bei Vermout, Whisky-Soda oder Bier über das Schicksal der Kolonie und des lieben Nächsten zu beraten.

Als angenehm kann ich den Aufenthalt in Dar es Salam nicht bezeichnen, denn was man dort schmerzlich vermisst, ist afrikanisches Leben, die Verhältnisse sind zu europäisch. Wer etwa nur mit dem Gedanken an Löwenschießen und Elefantenjagen hinauskommt, wird arg enttäuscht.





Das Leben auf einer Station wie Lindi, wohin ich bald darauf kam, ist im allgemeinen ähnlich dem in Dar es Salam; materiell in engeren Grenzen, bot es dafür anderweitig mehr Abwechslung: man konnte auf dem Fluß rudern und segeln oder nach dem Dienst auf die Birsche gehen, wenn man auch meist ohne Beute heimkam.

Ich möchte das Leben auf einer derartigen Station dem einer kleinen Garnison vergleichen, die abseits des großen Verkehrs liegt. Allerdings entbehrten wir immer noch das, was auch der ödesten Garnison Reiz verleiht: den anregenden Verkehr mit Damen.





Prof. Klingholz phot.

Kaffeegesellschaft auf dem Tennisplatz in Dar es Salam.







## Kaiserliche Schutztruppe.\*)

Als Hauptmann Wissmann im Jahre 1889 auf Vorschlag des Fürsten Bismarck zum Reichskommissar ernannt und mit der Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika beauftragt wurde, da war er gewissermaßen ein Feldherr ohne Heer, er selbst mußte dieses erst schaffen. Den Kombinationen all derer, die ein Interesse an dem Schutzgebiet hatten, war freier Spielraum gelassen, und alle möglichen, noch mehr aber unmöglichen Vorschläge traten an den Reichskommissar heran.

Wissmann, der damals bereits auf eine langjährige afrikanische Tätigkeit und Erfahrung zurückblickte, war keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu tun hätte.

Soeben hatten die Engländer die Erhebung Arabi Paschas niedergeschlagen und waren im Begriff, die bisherige ägyptische Armee aufzulösen. Da kam es ihnen durchaus erwünscht, einen Teil dieser Leute, die doch immer unzufrieden und zu neuen Unruhen geneigt blieben, außer Landes zu geben, und so gelang es Wissmann, ganze Kompagnien geschulter und, wie ihm bekannt war, sehr tüchtiger Soldaten zu übernehmen.

\*) Vgl. „überall“ VI. Jahrgang Nr. 30.





Die Leute wurden angemustert, auf Dampfer gesetzt, und schleunigst nach Deutsch-Ostafrika gesandt. Schon auf den Schiffen, vor allem aber nach der Landung, wurden sie in der Handhabung des Gewehres und in den einfachsten Exercier- und Gefechtsformen unterwiesen, und dann gegen Buschiri geführt.

Mit diesen Sudanesen hat Wissmann den Aufstand Buschiris und Bana Heris unterdrückt, und sie bilden, durch Neuanwerbung mehrfach ergänzt, auch heute noch den Kern der Kaiserlichen Schutztruppe.

In der Tat müssen die Sudanesen als ein geradezu hervorragendes Soldatenmaterial für eine Kolonialtruppe bezeichnet werden. Es sind geborene Soldaten. Durch Generationen hindurch haben sie keinen anderen Beruf gekannt, die Söhne folgten immer wieder dem Beispiel der Väter, und so liegt militärischer Geist und militärische Befähigung ihnen bereits im Blute. Es sind richtige Landsknechte, die bei der Fahne, der sie Treue gelobt, ausharren, bis sie durch Krankheit oder Verwundung dienstunfähig werden oder der Tod sie abrufft.

Der größte Teil unserer Sudanesen hatte schon in der ägyptischen Heimat gefochten, viele waren mit Ehrenzeichen geschmückt; es gab Leute, die bereits unter dem Mahdi gekämpft und Chartum gestürmt hatten. Die Sudanesen sind eifrig und pflichttreu im Dienst, unbedingt zuverlässig auch da, wo sie sich selber überlassen sind.

Dazu kommt noch unbedingtes Vertrauen und An-



hänglichkeit an den Führer, der es versteht, auf ihre Eigenart einzugehen. Es ist nicht leicht, sie richtig zu behandeln, man muß ihre nationalen Eigentümlichkeiten kennen, und ihr äußerst empfindliches Ehrgefühl richtig zu fassen verstehen. Dann aber kann man auch alles von ihnen fordern, sie werden den Führer nie im Stiche lassen.

Wo so viel Licht, fehlt natürlich auch nicht der Schatten. Im Durchschnitt — es gibt hervorragende Ausnahmen — ist der Sudankrieger geistig wenig rege und zu selbsttätigem Handeln meist wenig geeignet. Aber dies ist ein Übelstand, der reichlich durch die sonstigen Vorzüge aufgewogen wird. Ein weiterer Vorteil ist noch, daß die Sudanesen der einheimischen Bevölkerung völlig fremd gegenüberstehen, ein gemeinsames Handeln gegen die Europäer also gänzlich ausgeschlossen ist; voller Verachtung sieht der Sudankrieger auf die Eingeborenen herab.

Die Kämpfe gegen Buschiri und Bana Heri wie die weiteren Expeditionen rissen starke Lücken in die Truppe, die, wie schon erwähnt, zuerst durch neue Anwerbungen in Ägypten ausgeglichen wurden. Bald aber versagte England seine Genehmigung und die in Massaua angeworbenen Leute zeigten sich wenig brauchbar. Es galt nun, neuen Ersatz zu schaffen und da blieb nichts anderes übrig, als Eingeborene des Schutzgebietes selber anzuwerben, was bisher nur vereinzelt geschehen war.

Der erste größere Versuch wurde 1894 gemacht, indem der kürzlich verstorbene Tippu-Tipp Auftrag erhielt, Manjema-





leute nach Dar es Salam zu bringen; denn ein Trupp von etwa 50 Mann hatte sich bereits ganz vorzüglich bewährt, wie die Manjema überhaupt für einen der kriegerischsten Volksstämme Ostafrikas gelten.

Was Tippu-Tipp heranschaffte, waren zunächst aber nicht Manjema, sondern Waniamwesi, die südlich des Viktoriasees wohnen. Diese wurden den Küstenkompagnien zur Ausbildung überwiesen, aber die Erfolge waren leider nicht glänzend. Nach Ablauf eines Jahres waren wohl nur noch wenige dieser Braven in der Schutztruppe vorhanden. Nichtsdestoweniger mußten diese Versuche fortgesetzt werden und haben schließlich zum Teil auch zu recht guten Erfolgen geführt.

Darauf muß man natürlich rechnen, daß von den 50 oder 100 Rekruten, die in einem Trupp ausgebildet werden, ein bedeutender Bruchteil ausfällt: Leute, die sich nachträglich als minderwertig erweisen und entlassen werden oder auch solche, die an dem Waffenhandwerk auf die Dauer keinen Spaß haben und sich infolgedessen auf eigene Faust wieder seitwärts in die Büsche schlagen.

Desertionen kommen daher für unsere Begriffe verhältnismäßig häufig vor, während sie bei den Sudanesen zu den größten Seltenheiten zählen.

Die Leute aber, die dauernd bleiben, und damit zeigen, daß sie mit Lust und Liebe ihren Dienst tun, die haben sich auch meist vorzüglich bewährt. Es sind findige, geweckte Soldaten, die selbst schwierige Aufträge verständig und zuverlässig ausführen.



Der Abgang an Sudanesen ist beträchtlich, im Durchschnitt 100—120 Mann jährlich, und daher besteht die Schutztruppe schon zum großen Teil aus Eingeborenen.

Es ist dies nicht angenehm, doch darf man keine ernste Gefahr darin sehen. Die Verhältnisse sind eben gänzlich andere wie in der ersten Zeit unserer Herrschaft. Alle großen Volksstämme, die zum Teil so nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt haben, sind unterworfen und so bedeutende kriegerische Unternehmungen wie noch die Kiltmandscharo- und Waheheexpedition unter Gouverneur von Schele kaum noch für die Zukunft zu erwarten. Der Ersatz an europäischen Offizieren und Unteroffizieren ist ein so hervorragender, daß es ihnen stets gelingen wird, eine so gut disziplinierte und ausgebildete Truppe zu erziehen, um — wie wir eben gesehen — allen an sie herantretenden Anforderungen gerecht zu werden; vorausgesetzt, daß sie an Zahl stark genug ist. Wir können das feste Vertrauen haben, daß uns Erfahrungen, wie sie unsere kolonialen Nachbarn erlebt haben, erspart bleiben werden: ich meine die Meutereien in Uganda und im Kongostaat.

Die Hauptursache ist darin zu suchen, daß unsere Offiziere und Unteroffiziere ihre heimischen Erziehungsgrundsätze, den Verhältnissen gemäß geändert, auch ihren schwarzen Untergebenen gegenüber anwenden.

Wir fordern von unsern Askaris zwar auf der einen Seite strenge Erfüllung ihrer Pflichten, andererseits sorgen wir aber auch auf das gewissenhafteste für ihr Wohl. Und





für diese persönliche Fürsorge und dieses persönliche Interesse hat auch der schwarze Soldat volles Verständnis, er dankt dem Führer durch treue Anhänglichkeit und Hingabe.

Die Organisation der Kaiserlichen Schutztruppe ist in großen Zügen folgende:

Sie besteht aus einem europäischen Offizier- und Unteroffizierkorps sowie einem Sanitätskorps, Intendantur und 15 Kompagnien farbiger Mannschaften. An der Spitze steht der Kommandeur.

Laut Rangliste 1906 besteht das Offizierkorps aus 2 Stabsoffizieren, 21 Hauptleuten, 30 Oberleutnants und 27 Leutnants.

Das Sanitätskorps, aus 38 Ärzten bestehend, erscheint unverhältnismäßig zahlreich, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Einerseits muß man an die regelmäßigen,  $\frac{1}{2}$  jährlichen Beurlaubungen denken, andererseits ist der Wirkungskreis der Militärärzte ein außergewöhnlich großer, da sie die Behandlung der gesamten europäischen Bevölkerung zu versehen haben, welche eben an verschiedenen Punkten zerstreut ist.

Jede Station entspricht gewissermaßen einer kleinen Stadt, die doch zum mindesten eines Arztes bedarf.

Zu den Sanitätsoffizieren tritt eine entsprechende Anzahl Sanitätsunteroffiziere.

Die Kompagnien, deren Stärke von 48 bis 178 schwankt und im Mittel 120 Mann beträgt, sind im allgemeinen mit einem Kompagniechef, zwei Leutnants und 2 bis 3



europäischen Unteroffizieren besetzt. Der schreibgewandteste Unteroffizier besorgt die recht schwierigen Feldwebelgeschäfte. So reichen die Europäer fast nie weiter als zur Besetzung der Züge. Hierzu tritt noch meist ein Arzt nebst Sanitätsunteroffizier und auf Innenstationen ein Zahlmeister.

Die übrigen Dienstgrade sind mit Schwarzen — meist Sudanesen — besetzt und werden mit den ehemaligen ägyptischen Namen bezeichnet: wie Dmbascha (Gefreiter), Schausch (Unteroffizier) usw. Einzelne Kompagnien haben noch einen Effendi, d. h. schwarzen Offizier, der jedoch hinter den weißen Unteroffizieren rangiert und für den inneren Dienst gewissermaßen die Stelle unsres Feldwebels einnimmt; er ist das Mittelglied zwischen Kompagnieführer und Mannschaften. Solcher Effendi hat einen außerordentlichen Einfluß, da jeder mit seinen kleinen Anliegen und Sorgen zu ihm kommt, und es ist ratsam, diesen Einfluß zu benutzen.

In neuerer Zeit finden Beförderungen zum Effendi nicht mehr statt, man will die Stellung also allmählich eingehen lassen, wohl aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten. Das ist nur zu billigen; denn den eben geschilderten Wert und eine besondere Bedeutung hat die Stellung nur dann, wenn sie durch wirklich tüchtige Leute besetzt ist.

Die Kleidung der Askaris besteht aus kurzer Jacke und Hose von braunem Khaki, braunen Schnürstiefeln, blauen Beinbinden und einer Kopfbedeckung mit Nackentuch, gleichfalls aus braunem Khaki. Der Anzug ist sehr kleidsam, die





Beinbinden sehr zweckmäßig, da sie das Hängenbleiben an Dornen verhüten.

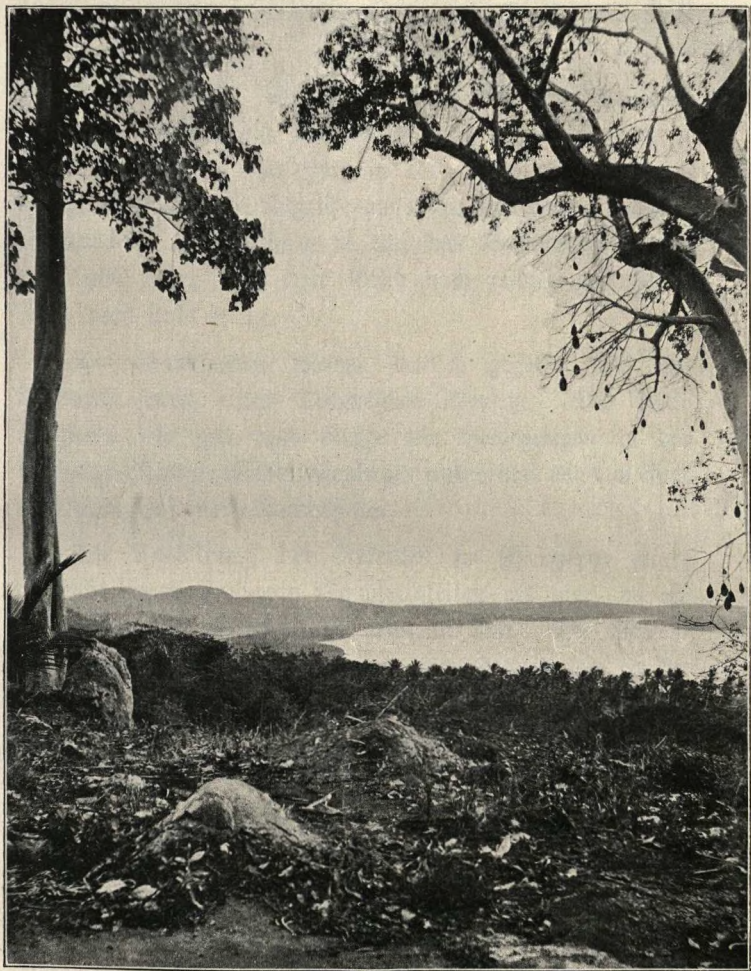
Die Bewaffnung besteht aus Gewehr M. 71 und einem kurzen Seitengewehr. Das Gewehr hat sich hervorragend bewährt infolge seiner außerordentlichen Widerstandsfähigkeit, an die auf Expeditionen ganz ungewöhnliche Ansprüche gestellt werden; denn an sorgfältige Behandlung, Einölen usw. ist hier oft nicht zu denken. Seine Leistungsfähigkeit genügt völlig. Bekanntlich schießt es bis auf mittlere Entfernungen ausgezeichnet, und mehr wie „kleine Klappe“ braucht man im afrikanischen Gefechte kaum.

Ein Mehrlader hätte gar keinen Zweck, sondern würde nur zur Munitionsvergeudung führen. Hat man doch so schon große Mühe, die Leute vom planlosen Schießen abzuhalten. Ich habe selber Leute gesehen, die in der Aufregung des Kampfes, ohne anzulegen, nur immer luden und abdrückten.

Zum feldmarschmäßigen Anzug gehören ferner: wollene Decke, Tornister und Brotbeutel sowie eine Feldflasche aus Aluminium, die einen Liter Inhalt faßt.

Die Ausbildung im Exerzieren und Schießen erfolgt nach dem Exerzierreglement und der Schießvorschrift für die Marineinfanterie.

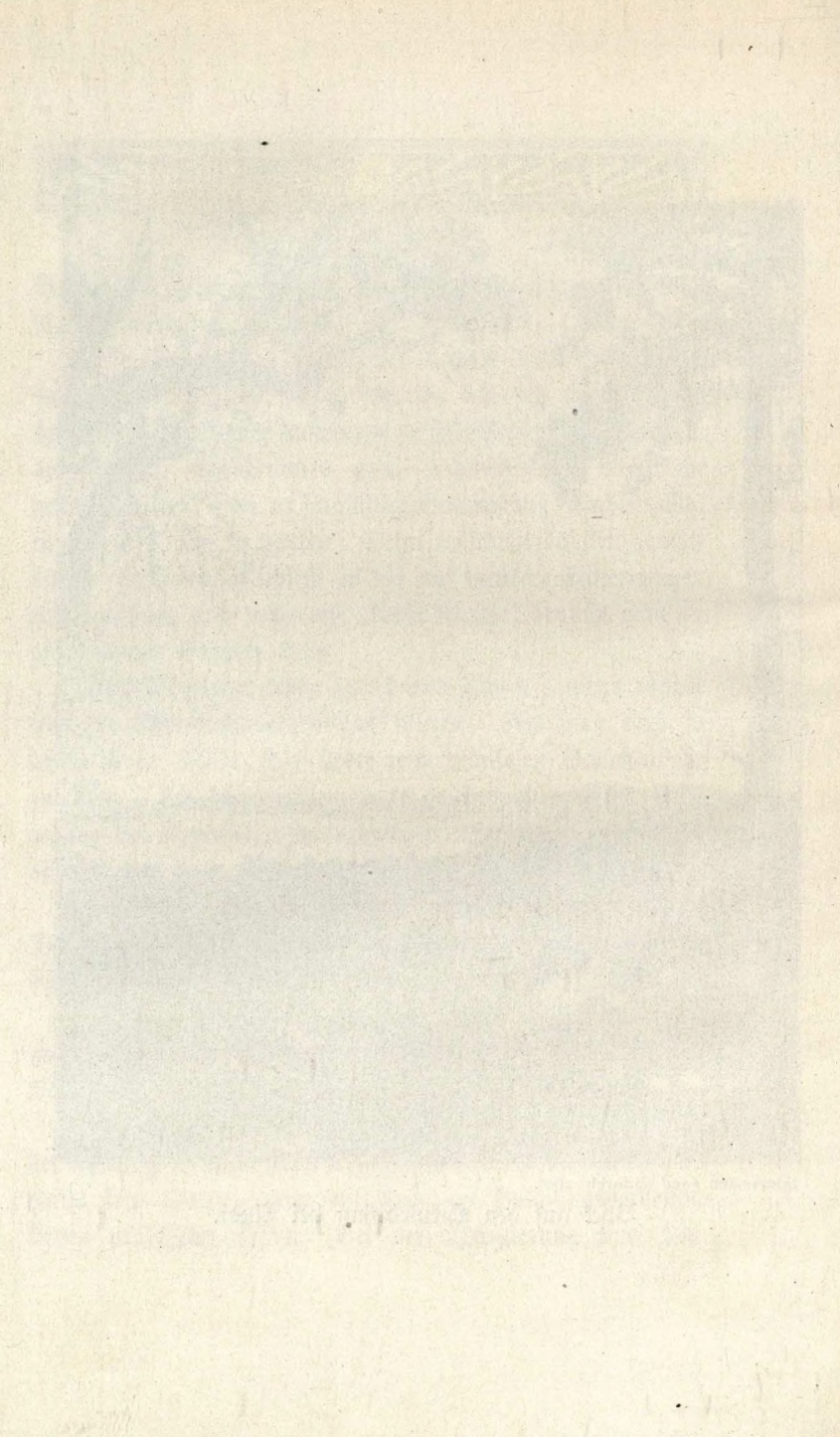
Das Exerzieren beschränkt sich auf die Ausbildung in der Kompagnie; denn selbst wenn einmal vier Kompagnien vereinigt sein sollten, hätte ein Üben im Bataillonsverbande keinen praktischen Wert. Bei der Chargierung kniet das



Hauptmann Sond (Heinrich) phot.

Blick auf den Lukuledifluß bei Lindi.







erste Glied nieder. Neu hinzu tritt, einem afrikanischen Bedürfnis entsprechend, die Chargierung in Reihen, um in der Marschkolonne, die stets in der „Kolonne zu einem“ besteht, überraschende Angriffe aus einer oder beiden Flanken abzuwehren. So macht z. B. auf das Kommando „rechts und links fertig“ das erste Glied nach rechts, das zweite Glied nach links fertig.

Die Kommandos werden deutsch gegeben und Erklärungen durch einen Dolmetscher übersetzt. Die Leute exerzieren sehr gut, und Griffe wie Bewegungen in der Kompagniekolonne werden ebenso gut ausgeführt wie von einer heimischen Infanterie-Kompagnie.

Die Ausbildung der Rekruten im Exerzieren macht vielleicht sogar geringere Schwierigkeiten als hier, da die Leute durchweg gelenkig und gewandt sind. Die Schießausbildung erfolgt nach denselben Grundsätzen wie in der Armee, erfordert aber unendliche Mühe, um einigermaßen gute Resultate zu erzielen. Einzelne vorzügliche Schützen gibt es natürlich in jeder Kompagnie.

Für Gefechtschießen sind die Verhältnisse sehr günstig, denn geeignetes Gelände findet sich in der Nähe jeder Station, ohne daß man große Pachtsummen bezahlen muß. Diesem Dienstzweige bringen die Leute naturgemäß ein großes Interesse entgegen, besonders, wenn man auf die Scheiben durch einen künstlerisch veranlagten Unteroffizier einige Wahehe im vollen Kriegsschmucke hat malen lassen.





Das Feuer einer Schützenlinie wird nur als Salve abgegeben, um die Leute sicherer in der Hand zu behalten.

Wesentlich anders geartet ist der afrikanische Felddienst, da läßt uns die vortreffliche deutsche Felddienstordnung gänzlich im Stich. Der Feldwachtdienst zunächst zeichnet sich durch noch größere Einfachheit aus als in Deutschland. Man beschränkt sich auf die unmittelbare Sicherung durch einzelne Posten, die in nächster Nähe aufgestellt werden. Eine Aufklärung auf größere Entfernungen durch Patrouillen oder stärkere Abteilungen findet nicht statt; auch hat das Wegenez in Afrika bei weitem nicht die Bedeutung für die Kriegführung wie in Europa.

Wenn die Eingeborenen einen nächtlichen Angriff wirklich beabsichtigen, fällt es ihnen gar nicht ein, auf den Wegen heranzukommen. Ob man also auf der Straße noch einen „Unteroffizierposten zugleich Durchlaßposten“ 400 m weiter vorschiebt oder nicht, ist für die Sicherung der lagernden Truppe gänzlich gleichgültig. Dagegen könnte man mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, daß dieser Posten abgedrückt wird. Die Wahehe z. B., die mit Vorliebe ihre gewaltigen Kriegsmärsche in der Nacht ausführten, um dann bei Tagesgrauen das feindliche Dorf zu überfallen, sind stundenlang querfeldein marschiert. Die Eingeborenen sind eben nicht, wie wir, an die Straßen gebunden. Es ist ferner zu bedenken, daß unsere Truppe lediglich aus Infanterie besteht, und etwa vorhandene Hilfsvölker nur einen schwachen Ersatz für Kavallerie bilden.



Der Hauptgrundsatz für die Sicherung der Kaste einer Truppe im feindlichen Gebiet ist: niemals in einem Dorf Unterkunft zu nehmen, sondern stets außerhalb an möglichst freier Stelle ein Lager zu beziehen.

Die Sicherung des Marsches nach vorwärts und rückwärts geschieht durch Ausschneiden einer Spitze und Nachspitze, sinngemäß nach den gleichen Grundsätzen wie zu Hause.

Wesentlich schwieriger als diese ist aber die Sicherung nach den Flanken, und darüber, was hierzu am zweckmäßigsten, gehen die Ansichten weit auseinander, besonders wenn es sich hierbei um bedecktes Gelände handelt, was fast immer der Fall ist. Eine Sicherung durch Seitenpatrouillen, welche die Marschkolonne in gleicher Höhe begleiten, ist ein Unding. Man denke nur, wie hier bei uns im kultivierten Lande diese Seitenpatrouillen schon nach kurzer Zeit trotz bestem Willen zurückbleiben und ihrer Aufgabe nie gerecht werden können. Und nun diese ganz anderen Bodenverhältnisse Afrikas: Gestrüpp, Dornen, an denen man fortgesetzt hängen bleibt, übermannshohes Gras, das überhaupt jede Aussicht unmöglich macht. Wie sollen da Patrouillen mit der genügenden Geschwindigkeit vorwärts kommen, abgesehen von dem enormen Kräfteverbrauch. Sehr leicht ist es möglich, daß sie an dem Feinde nahe vorbeigehen, ohne ihn auch nur zu bemerken.

Es wurde auch einmal vorgeschlagen, in solch völlig unübersichtlichem Gelände durch die vordersten Abteilungen in den Busch Salven abgeben zu lassen, da die durch die





einschlagenden Geschosse hervorgerufene Unruhe die Anwesenheit feindlicher Abteilungen unbedingt verraten würde. Diese Maßregel verbietet sich natürlich von selbst wegen des geradezu ungeheuerlichen Patronenverbrauchs. Und die Patronen, die auf Kegerköpfen vorwärts geschleppt werden müssen, sind ein stets wertvoller, oft unersehlicher Artikel.

Einmal allerdings hat man diese Methode mit Erfolg angewandt, und zwar bei der letzten Expedition gegen Matschemba im Hinterlande von Lindi. Es war aber hier auch nur möglich, weil bei der Nähe der Küste der Patronenersatz leicht zu bewerkstelligen war.

Die Hauptschwierigkeit des Vordringens in dem Matschembagebiet lag darin, daß wegen des dichten Dornbusches die Truppe dem Beschießen aus der Flanke geradezu wehrlos preisgegeben war. Sobald das Expeditionskorps nun das dortige Dornengelände erreicht hatte, wurde die Begrichtung von dem Maximgeschütz unter Feuer genommen, was die Matschembaleute zum Zurückweichen auf größere Entfernungen zwang. Unter dem Schutze einer vorgeschobenen Schützenlinie wurde dann ein breiter Weg ausgeschlagen, am Ende desselben wieder das Maximgeschütz aufgestellt und das Verfahren von neuem wiederholt. Auf diese Weise gelang es, unter geringem Verlust, Matschembas Hauptdorf Luagalla zu erreichen und ihn zum Verlassen seines Gebietes zu zwingen.

Eine Sicherung durch seitlich herausgeschobene Abteilungen kann man höchstens erreichen, wenn eingeborene



Hilfstruppen zur Verfügung stehen. Diese Leute, die ja daran gewöhnt sind, auch größere Strecken außerhalb der Wege zurückzulegen, vermögen natürlich mit Leichtigkeit, im Durchschnitts Gelände sich genügend schnell vorwärts zu bewegen.

Unbedingt verlassen kann man sich auf Sicherung durch diese Bundesbrüder natürlich nicht; nach meinen persönlichen Erfahrungen halte ich diesen Schutz sogar für recht unzuverlässig, doch sind die kriegerischen Eigenschaften der einzelnen Stämme immerhin verschieden. Das Beste ist immer noch die bei Besprechung der Exerzierausbildung erwähnte Chargierung aus der Marschkolonne nach der bedrohten Seite. Ein unfehlbares Schutzmittel gibt es eben nicht, auch für Afrika gilt der Moltkesche Satz: „Im Kriege ist alles gefährlich.“

Die Marschstraßen sind im allgemeinen Kegerpfade, wengleich seitens der Stationen eifrig an der Herstellung und Unterhaltung breiter Straßen mit Hilfe der Schutztruppe und der Eingeborenen gearbeitet wird.

Hinsichtlich der Nachtmärsche gilt auch hier das Wort des Generals Prinz Hohenlohe: „Die Nacht ist keines Menschen Freund.“ Mit Hilfe von Nachtmärschen etwa dauernd der Hitze entgehen zu wollen, ist unmöglich; binnen kürzester Zeit würde man Askaris und Träger aufgerieben haben.

Nur besondere kriegerische Verhältnisse oder die Rücksicht auf Wasserstellen werden den Expeditionsführer veranlassen, die Nacht zu Hilfe zu nehmen. Ist das nächste





Wasser vielleicht 12 oder 14 Stunden entfernt, dann bleibt natürlich nichts anderes übrig, als am Tage zuvor einen kurzen Marsch zu machen, dann zu ruhen und etwa um 5 Uhr nachmittags erneut aufzubrechen, um die Nacht durchzumarschieren.

Es müssen dies aber Ausnahmefälle bleiben. —

Eine sehr wichtige Rolle in der Tätigkeit der Schutztruppe bildet die Anlage von Stationen in neubefetzten Gebieten und deren spätere Instandhaltung. Die allgemeinen Grundsätze, die dafür gelten, will ich kurz schildern.

Die erste Aufgabe des Chefs einer neu zu begründenden Station ist die Anlage verteidigungsfähiger und möglichst gesunder Wohnräume für Europäer wie Askaris, einer sog. Boma. An der Küste war dies s. B. verhältnismäßig leicht, da einerseits vorhandene Gebäude nur ausgebaut zu werden brauchten, andererseits Steine, Kalk sowie Handwerker überall zu haben waren. Trotzdem darf man das bautechnische Geschick, das praktische Verständnis und den Sinn für architektonische Form, welche die verschiedenen Erbauer gezeigt haben, rückhaltslos bewundern.

Waren es doch Männer, denen nichts bisher ferner gelegen, als mit Lot und Richtmaß umzugehen. Eine Bogenkonstruktion in der Messe Lindi erregte selbst die Anerkennung von Fachleuten.

Der Grundriß einer solchen Boma bildet durchweg ein Viereck mit Bastionen an den Ecken. Die Linien zwischen den Bastionen sind durch Gebäude und Mauern ausgefüllt.



Hauptmann Fond (Heinrich) phot.

Uskariweiber in Lindi.







Die Stationen an der Küste sind sämtlich mit Feldgeschützen C. 73 versehen, die Innenstationen zum Teil mit Geschützen verschiedener Konstruktion.

Bedeutende Schwierigkeiten dagegen stellen sich dem Bau dauerhafter Stationen im Innern entgegen, vor allem wegen Mangel an geeignetem Material. Steine sind selten und Kalk so gut wie nie vorhanden, so daß man mehr oder weniger auf Lehm und Holz angewiesen ist. Meines Wissens ist die Kilimandscharo-Station die einzige in Stein ausgeführte Innenstation.

In der ersten Zeit baute man mit Luftziegeln, die ähnlich wie in Norddeutschland aus Torf hergestellt werden, und deckte die Gebäude mit getrocknetem Gras oder Wellblech zu. Während der Regenzeit kommt es nun nicht selten vor, daß eine Mauer oder gar ein ganzer Flügel sich einfach in Wohlgefallen auflöst und abfließt, da die Luftziegel von anhaltendem Regen binnen kurzem aufgeweicht werden.

Wer es daher irgend versteht — und das sind heute bereits zahlreiche Offiziere — baut aus gebrannten Ziegeln, die in höchst sinnreich und praktisch konstruierten Ziegelöfen hergestellt werden und natürlich eine erheblich größere Widerstandsfähigkeit besitzen. Ein Übelstand bleibt allerdings immer noch: der Mangel an Kalk, der durch Lehm als Bindemittel bei weitem nicht ersetzt wird.

Die Form der Innenstationen ist eine unregelmäßige.





Ihre Verteidigungsfähigkeit wird erhöht durch freies Schußfeld und verschiedene Hindernisse, besonders Bäume aus Stacheldraht.

Dieses ist für unsere afrikanischen Verhältnisse auch völlig ausreichend, denn ein Angriff der Eingeborenen auf eine Station gehört zu den größten Seltenheiten und ist bisher noch immer siegreich abgeschlagen worden.

Zu erwähnen wäre noch, daß man vor Beginn des eigentlichen Stationsbaues, der stets längere Zeit erfordert, zunächst provisorische Unterkunftsräume für Europäer und Askaris schafft, deren Herstellung ich im folgenden Abschnitte schildern werde.

Gute Unterkunft ist neben geregelter Verpflegung und Wasserversorgung das Hauptfordernis für einen guten Gesundheitszustand der Besatzung.

Die Wohnräume der Europäer liegen durchweg im ersten Stock, während die Räume des Erdgeschosses als Magazin, Küche und Bureaus dienen. Nach Möglichkeit ist für freien Zutritt der Luft gesorgt und mindestens eine geräumige, luftige Veranda angelegt, die sich meist an die sog. Messe anschließt.

Außer in Dar es Salam, wo man die Verpflegung in einem der Hotels erhält, müssen die Mitglieder selber für die Verpflegung sorgen, erhalten jedoch ebenso wie in unseren Offizierkasinos die Einrichtung an Geschirr, Küchengeräten usw. vom Gouvernement geliefert. Die Aufgabe des Messesvorstandes ist keine leichte. Von seinem Geschick in erster Linie wird es abhängen, ob die Speisefolge eine gewisse



Abwechslung bietet, und er wird seinen Ehrgeiz darein setzen, den Mittagstisch nur aus Erzeugnissen des Landes zu bestreiten.

Um eine zu große Menschenanhäufung zu vermeiden, und auch, um die Boma nicht zu umfangreich zu gestalten, wodurch ihre Verteidigungsfähigkeit leiden würde, ist nur ein Teil der Askaris in der Boma selbst, der andere Teil außerhalb in einer Kaserne untergebracht. Hierbei darf man natürlich nicht an unsere heimischen Kasernen denken, die ein entsprechendes Gegenstück nur in Dar es Salam und Lindi finden, sondern es sind einfache, langgestreckte Häuser nach Art der Negerhütten.

Die Askaris haben jeder einen abgetrennten Raum für sich und ihre Familie, denn sie sind fast ausnahmslos verheiratet, wenn auch manchmal etwas locker. Das Gouvernement zahlt nur die allerdings völlig ausreichende Löhnung und sorgt für Unterkunft, während alles übrige der Askari sich selbst zu beschaffen hat. Das Hauptnahrungsmittel bildet Reis.

Im allgemeinen führen die Leute ein gutes Familienleben und hängen mit großer Zärtlichkeit an ihren Kindern; die Frau hat aber trotzdem nur die Stellung einer besseren Haushälterin.

Die Dienstenteilung ist im Innern und an der Küste wesentlich verschieden. Die Tätigkeit der Küstenkompanie ist eine rein militärische: Exercieren, Schießen, Felddienst.

Ganz anders im Innern. Natürlich werden auch hier, schon aus Gründen der Disziplin, Exercierausbildung und Schießen gepflegt, aber andererseits wird die Truppe auch vielfach zu Kulturaufgaben herangezogen.





An den Stationsgebäuden selbst ist fast immer etwas auszubessern. Viele Stationen machen auch mannigfache Versuche mit Anpflanzungen. Ferner ist ein Hauptaugenmerk auf die Herstellung guter Wege gerichtet. Diese Wege legt man in einer Breite von 3 bis 5 Metern an, säubert den Boden und beseitigt die Unebenheiten. Bäche und sonstige Einschnitte werden überbrückt. Hier ist dem technischen Geschick der Stationschefs weiter Spielraum gelassen: von rohbehauenen Baumstämmen, die einfach von einem Ufer zum andern gelegt sind, bis zu kunstvollen Brücken mit Unterstützung und Verstrebung, so daß sie selbst bei schwerer Belastung ohne Lebensgefahr zu überschreiten sind.

Leider kommt bei diesen Kulturarbeiten das Sprichwort „Alles Irdische ist vergänglich“ oft in Anwendung. Nach den schweren Wolkenbrüchen der Regenzeit schießt das Unkraut und Gestrüpp mit ungeahnter Geschwindigkeit empor, und die elementare Gewalt des sonst so harmlosen, jetzt mächtig angeschwollenen Baches hat entweder die ganze Brücke im Strom mitfortgerissen, oder nur wenige, elende Trümmer zeigen die Stelle, wo einst dieses kühne, mit so emsigem Fleiße hergestellte Bauwerk gestanden hat. Was hilft's! Man muß warten, bis das Wasser wieder abgeflossen ist, und sich dann an die Konstruktion einer noch festeren, noch kunstgerechter verankerten Brücke machen; vielleicht wird sie dem nächsten Wogenanprall besser standhalten. In-schallah! wie der Neger sagt.

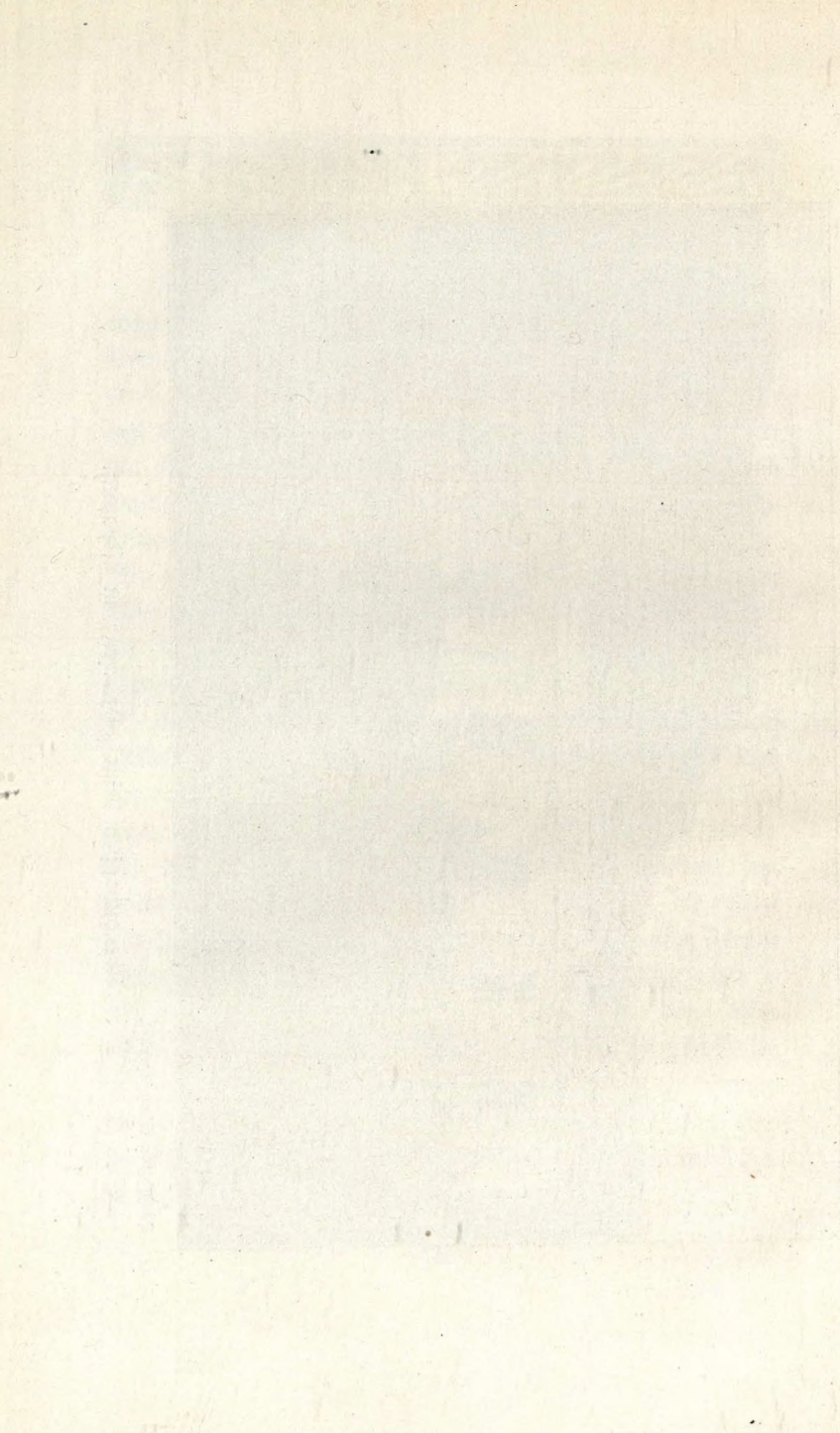




Hauptmann Glauning phot.

Abendschoppen beim „Griechen“ in Nipapua.







## Über den Aufstand 1905/06.

Nach mehrjähriger Friedenszeit gaben die Unruhen im Süden der Kolonie der Schutztruppe wieder Gelegenheit, ihre Kriegstüchtigkeit zu zeigen. Bei der Wichtigkeit dieses Ereignisses für die Kolonie, insbesondere für die Schutztruppe, möchte ich hier auf den Aufstand des Jahres 1905/6 etwas näher eingehen.

Dieser Aufstand hat nie eine Gefahr auch nur annähernd wie der in Deutsch-Südwestafrika in sich geschlossen. Trotzdem ist es von Wichtigkeit, die Ursachen möglichst festzustellen, um für die Zukunft vorzubeugen.

Zunächst müssen wir uns darüber klar sein, daß wir ungeachtet aller Fürsorge, die wir, wie kein anderes Kolonialvolk, den Eingeborenen zuwenden und die wohl zum Teil auch von ihnen anerkannt wird, ihnen doch Unterdrücker sind; wir haben sie ihrer politischen Freiheit beraubt, wir zwingen sie zur Befolgung von Rechtsanschauungen, welche den ihrigen widersprechen, und wir halten sie mehr und mehr zur Arbeit an.

Daraus folgt, daß sie unsere Herrschaft nur so lange anerkennen, als sie unsere Macht fühlen, sobald sie dieses Gefühl aber nicht mehr haben, sofort sich erheben und unsere Herrschaft abzuschütteln versuchen.





Und dieser Fall war anscheinend jetzt eingetreten. Zweifelsohne liegen verschiedene Gründe vor, welche die Eingeborenen einer Erhebung geneigt machten und dieses schnelle Umsichgreifen des Aufstandes erklären: wie das Unwesen der Zauberer, Verschuldung der Eingeborenen an europäische Firmen, Inder oder sonstige Küstenleute, die ihnen größere Vorschüsse zum Aufkauf von Kautschuk und Wachs gegeben, ferner der Druck der Hüttensteuer und der Arbeitszwang. Das wird sich im einzelnen kaum feststellen lassen. Alle diese Umstände würden jedoch nicht zum Aufstande geführt haben, jedenfalls nicht in dieser Ausdehnung, wenn wir genügend Machtmittel gehabt hätten. Man denke: ein Gebiet doppelt so groß wie das Deutsche Reich, geschützt von zwölf Kompagnien und einigen hundert, meist nicht felddienstfähigen Polizeisoldaten.

Wie erinnerlich, begannen die Erhebungen bei den Matumbileuten, welche schon 1898 sich widerständig gezeigt hatten, durch eine Expedition zwar zur Ruhe gebracht waren, im übrigen aber weiter ihre üble Gesinnung behielten.

In der Nacht vom 2. August ermordeten diese den Pflanze Hopper, der sich auf seiner Pflanzung nicht mehr sicher fühlte und nach Kilwa zu flüchten versuchte.

Am 31. Juli überfielen sie den Ukida von Ribatta, am 1. und 2. August griffen sie Samanga an, einen Küstenort nördlich Kilwa. Beide Angriffe wurden zwar abgeschlagen, aber es gelang den Matumbileuten doch, Zerstörungen vorzunehmen.



Gerüchte verbreiten sich in Afrika mit einer schier unglaublichen Geschwindigkeit und wachsen lawinenartig:

Aus dem Angriff auf Samanga und der Zerstörung einiger Inderhäuser wurde so binnen kurzem: Sturm auf Kilwa und Eroberung der Boma.

Das gab den Dondeleuten Mut, den Swaleposten anzugreifen und Bischof Spieß mit seinen Begleitern zu ermorden. Dieser Mut wurde jedenfalls noch gehoben durch das Vertrauen auf ihre Kugelsicherheit, dank den Wundermitteln der Zauberer.

Diese beiden Erfolge — und den Tod jedes Europäers rechnen sich die Neger als solchen an — gaben neuen Zündstoff: führten zur Blünderung der Missionsstationen Lukuledi und Massassi, zur Erhebung von Ungoni und Mahenge. Daß der Aufstand nicht gleich nach Norden übergesprungen, ist wohl nur den schnellen Siegen am mittleren Rufiji und in den Ritschibergen zuzuschreiben.

Der Gouverneur befand sich in keiner beneidenswerten Lage, denn es standen zur unmittelbaren Verfügung nur die Kompagnie Lindi mit 60 Mann und die allerdings sehr starke Kompagnie Dar es Salam, zusammen etwa 350 Mann. Das energische Eingreifen des Kreuzers „Buffard“ ist daher von außerordentlichem Nutzen gewesen; nicht nur wurde die Schutztruppe dadurch frei zur Verwendung im Innern, sondern kleinere Detachements, wie das des Oberleutnants Baasche, haben sich erfolgreich am Angriff gegen die Aufständischen beteiligt.





Eine weitere Erleichterung war dann das Eintreffen der Marineinfanterie, die Ende September Massassi-Biwale-Matumbi-Mohorro besetzt hatte, während je ein Detachement nach Morogoro am Ugurugebirge vorgeschoben bzw. auf der Ugandabahn von Mombassa nach Muansa geschickt war. Ferner sind noch 225 Sudanesen in Massaua angeworben worden. Die Unruhen sind inzwischen so gut wie unterdrückt, aber damit allein ist es nicht getan, sondern es muß Vorsorge getroffen werden, daß diese Beruhigung eine endgültige ist und wir auch in den anderen Teilen der Kolonie von ähnlichen Überraschungen verschont bleiben.

Diese Vorsorge kann nur bestehen in einer dauernden Vermehrung der Schutztruppe, und zwar um etwa 1000 Mann. Denn wir müssen meiner Ansicht nach zu dem alten, bewährten Wissmannschen Grundsatz zurückkehren: außer der ständigen Stationsbesatzung ein stets schlagfertiges Expeditionskorps zur Verfügung zu haben.

Die Stärke der Schutztruppe ist seit den Zeiten des Reichskommissariats fast unverändert geblieben, ihre Aufgaben aber sind außerordentlich gewachsen, da wir unsere tatsächliche Herrschaft immer weiter nach dem Innern ausgedehnt haben. Um nur ein Beispiel anzuführen: bis zum Jahre 1896 hatten wir im Seengebiete nur eine Kompagnie in Muansa-Bukoba, 1896 kam dazu Udjidji am Tanganikasee, und inzwischen sind beide Bezirke durch je eine weitere Kompagnie verstärkt worden.

Daß die augenblicklichen Besatzungen der Bezirke nicht



ausreichen, um überraschende Unruhen sofort zu unterdrücken, haben wir eben erst gesehen.

Auf eine solche Unterstützung durch Marinedetachements und Marineinfanterie wie diesmal können wir aber nicht wieder rechnen, das war ein Ausnahmefall, weil ein Teil der Ereignisse sich verhältnismäßig nahe der Küste abspielte.

Auch die Errichtung einer sog. Kolonialarmee würde für Ostafrika nur insofern Bedeutung haben, als aus ihr die weißen Offiziere und Unteroffiziere zu entnehmen wären. Sonst müssen wir uns lediglich auf Kriegsführen mit schwarzer Mannschaft einrichten. Abgesehen davon, daß eine weiße Truppe etwa das zehnfache kostet wie eine schwarze, ist dieselbe in den Tropen aus klimatischen Gründen nur sehr bedingt verwendungsfähig.

Die jetzige Stärke der Schutztruppe ist also kaum genügend, um unter ganz ruhigen Verhältnissen die Ordnung aufrecht zu erhalten und um so ernster ist es zu bedauern, daß der Reichstag die von der Regierung beantragte Vermehrung um vier Kompagnien abgelehnt hat. Das große Gebiet zwischen Tabora und Tanganikasee kann aber noch keineswegs als beruhigt bezeichnet werden und unser Einfluß in den großen, volkreichen Sultanaten Urundi-Ruanda am Tanganika ist vorläufig nur gering. Hier harren unser noch Aufgaben, deren Lösung wir uns auf die Dauer nicht werden entziehen können.

Aus der oben erwähnten Verstärkung, die allerdings kaum auf einmal zu beschaffen ist, würden zwei Expeditions-  
Deutsch-Ostafrika.





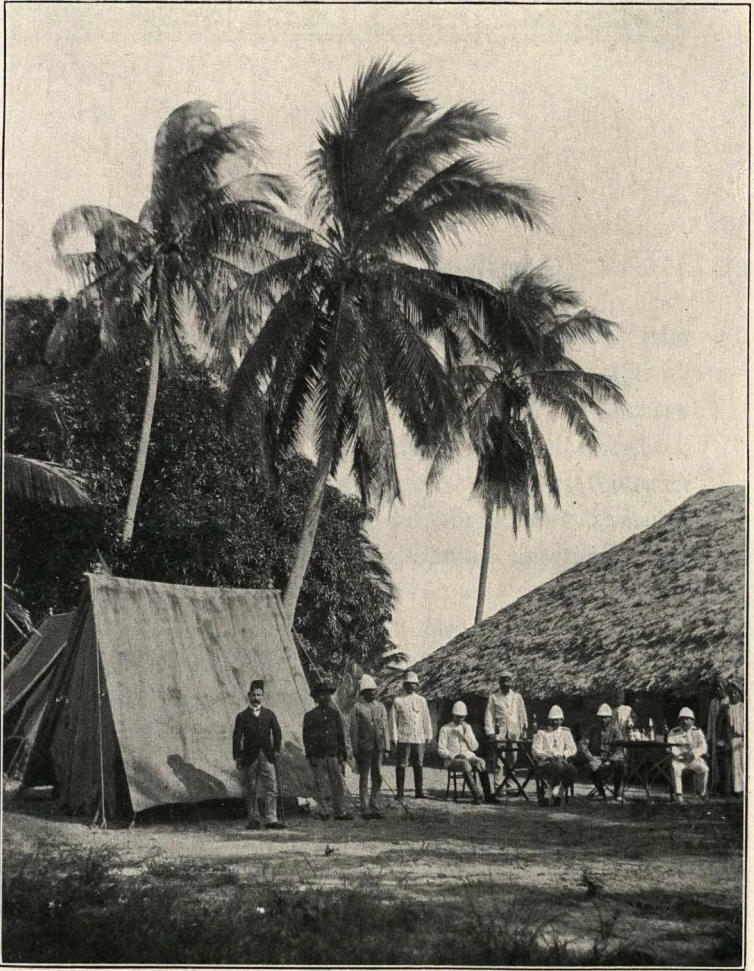
korps zu bilden sein; das eine mit Standort in Tabora, das andere in Dar es Salam. Damit wäre allen Schwierigkeiten vorgebeugt. Erst wenn das Schienennetz ausgebaut ist, Eisenbahnen zum Kilimandjaro, von Kilwa zum Nyassa und von Dar es Salam mindestens nach Tabora führen, können wir mit ruhigem Gewissen an eine Verminderung der militärischen Kräfte denken. Wohin falsche Sparsamkeit führt, haben wir eben erst in Deutsch-Südwestafrika erlebt. Und das Kapital, welches für die Schutztruppe verausgabt wird, ist kein totes, es trägt reichliche Zinsen.

Denn die Schutztruppe sorgt nicht nur militärisch für die Sicherheit des Landes, sondern ist auch produktiv tätig. Ihre Leistungen könnte ich nicht besser charakterisieren, als es in der amtlichen Denkschrift 1898/99 geschieht:

„Es hat sich in dem Berichtsjahre wiederum gezeigt, daß die Truppe, wenn auch das Jahr ein durchaus friedliches genannt werden muß und große kriegerische Unternehmungen nicht an sie herangetreten sind, für die Kolonie, wie im Anfang unseres Wirkens hieselbst auch heute noch von hervorragender Bedeutung ist.

Mit ihrem Schaffen, nicht allein in rein militärischer Hinsicht, sondern als Vorarbeiterin und Trägerin der Kultur in jeder Beziehung, bildet sie heute mehr denn je die feste Grundlage für den Aufbau einer gut funktionierenden Kolonie.

Ihrem vorzüglichen Rufe in den Nachbarcolonien ist es zu danken, daß die Rebellen sowohl in dem Kongostaate als in Englisch-Uganda die deutsche Grenze peinlichst beachteten.“



Prof. Klingholz phot.

Gouverneur Erzellenz v. Schele in Kionga.



Biblioteka  
nauczycielska gimnazjum  
w Trzemesznie

## Eine Stationsgründung.

Nachdem ich etwa dreiviertel Jahre in Lindi „alte Leute“ exerziert und Rekruten ausgebildet hatte, begrüßte ich es freudig, als im Juni 1894 der damalige Gouverneur Erzjellenz von Schele in Lindi eintraf und mir eröffnete, daß ich ihn mit einem Beamten und 30 schwarzen Soldaten (Askaris) nach Kionga, südlich des Grenzflusses Rowuma begleiten sollte, um daselbst eine Station einzurichten und bis auf weiteres zu verwalten.

Im Kiongabezirk hatten sich die Portugiesen widerrechtlich niedergelassen. Die Besitzergreifung unsererseits ging jedoch ohne Zwischenfall von statten und die ganze Angelegenheit fand dann bald durch Verhandlungen in Europa ihre Erledigung. Der Gouverneur gab mir Anweisungen und Verhaltungsmaßregeln, insbesondere den Portugiesen gegenüber, und verließ dann nach wenigen Tagen Kionga.

Wie schon oben bemerkt, war ich über dieses Kommando hochofrennt, denn das Streben eines jeden dort draußen ist darauf gerichtet, möglichst bald eine selbständige Stellung zu erhalten, um aus eigener Kraft etwas zu schaffen.

Die Stellung eines Stationschefs ist in der Tat eine





der schönsten, die man sich denken kann. Man hat einen ausgedehnten Wirkungskreis, der nach jeder Richtung kulturell, militärisch und politisch ein weites Feld der Tätigkeit bietet. Das Gouvernement beschränkt sich im allgemeinen auf Direktiven bzw. Verordnungen; Anfragen werden, außer da, wo es bereits Telegraphen gibt, gewöhnlich von den Ereignissen überholt, so daß der Stationschef gezwungen ist, meistens auf eigene Verantwortung zu handeln.

Allerdings beschlich mich zuerst ein gewisses unbehagliches Gefühl, wie ich mich allein in dem wüsten Busch fand, um so mehr, da meine afrikanischen Erfahrungen, wie die Kenntnisse der Landessprache nur gering waren; denn der rein militärische Dienst in Lindi hatte mir wenig Gelegenheit zu deren Erwerbung geboten. Die Verständigung mit den Eingeborenen war daher am Anfange recht schwierig und Mißverständnisse konnten nicht ausbleiben. Doch schon nach einigen Wochen war ich wenigstens so weit in der Beherrschung des Kiswaheli vorgeschritten, daß ich über die alltäglichen Dinge mit den intelligenteren der Leute sprechen konnte und meine Anordnungen verstanden wurden. Dem Umstande, daß ich keinen Dolmetscher hatte und somit gezwungen war, mich in der Landessprache auszudrücken, habe ich wohl hauptsächlich meine schnellen Fortschritte zu verdanken. Zwang ist immer der beste Lehrmeister.

Die zunächstliegende Aufgabe war der Bau von provisorischen Wohnhäusern; denn die Hütten, welche wir vorfanden, waren für längeren Aufenthalt völlig ungeeignet.



Nur die Askaris wurden darin untergebracht, während ich selbst im Zelt wohnte.

Kionga ist ein großes Dorf an dem Flusse gleichen Namens. Dieser, mehrere 100 m breit, ist auf beiden Seiten von Mangroven eingefaßt; das südliche Ufer steigt zu einem Plateau an, auf welchem das Dorf angelegt ist.

Dem Besucher fällt sofort der große Reichtum an Palmen und vor allem Mangobäumen auf, von denen die letzteren in der Form lebhaft an unsere Linden erinnern und einen angenehmen, schattigen Aufenthalt gewähren. Kionga war früher ein recht bedeutender Handelsplatz gewesen, jetzt machte es einen öden und verlassenem Eindruck, da die Portugiesen es zugunsten des südlicher gelegenen Palma absichtlich vernachlässigt hatten.

Ein großer Teil der Bewohner war ausgewandert, die Hütten verlassen und die Wege zum Teil mit Buschwerk völlig verwachsen, so daß nur Fußpfade zwischen den einzelnen Häusern durchführten. Als Beweis für die ursprünglichen Zustände mag dienen, daß ich eines Morgens vor meinem Zelt frische Flußpferdspuren entdeckte. Hier mußte gründlich aufgeräumt werden.

Zunächst wurde der für den Stationsbau bestimmte Platz von Askaris und angenommenen Arbeitern, die etwa 20 Pfennige Tagelohn erhielten, gereinigt.

Glücklicherweise fand sich unter den Askaris, wie unter den Kiongalenten je ein Mann, der etwas vom Bau verstand, also als Handwerksmeister verwendet werden konnte.





Der Zumbe, d. i. Schulze, erhielt die Lieferungen des Holzes, kleinere Leute hatten Strauchwerk und geflochtene Palmblätter zum Dachdecken zu beschaffen, Askaris und etwa 40 Weiber schleppten Lehm herbei. Es herrschte reges Leben.

Der Bau eines solchen provisorischen Hauses ist folgender: Der Grundriß wird mit Leinen abgesteckt, dann in bestimmten Zwischenräumen Baumstämme von gewünschter Höhe eingerammt und diese durch Flechtwerk verbunden. Darauf wird der Boden mit Steinen und Lehm usw. 1 m aufgefüllt und die Wände mit vier bis sechs Schichten Lehm beworfen. Schließlich wird noch aus dünnen Stämmen und Ästen, auf welche Lehm geschüttet wird, eine Decke hergestellt und das darüber errichtete, spitze Dach mit Palmblättern oder getrocknetem Gras bedeckt.

Das Leben verlief etwa folgendermaßen: Um 6 Uhr Signal zum Antreten der Askaris und Arbeiter. Ich gehe zum Bau, stelle die Arbeiter an und sage, was gemacht werden soll. Um 7 Uhr ist kurzes Frühstück. Dann Gang durch die Stadt und weitere Aufsicht beim Bau. Mit  $\frac{1}{2}$ stündiger Pause wird bis 12 Uhr gearbeitet. Nach dem Mittagessen, das im Anschluß hieran stattfindet, ist Ruhe bis  $2\frac{1}{2}$  Uhr. Von  $2\frac{1}{2}$  bis  $5\frac{1}{2}$  Uhr wird weiter gearbeitet.

Die Leute erwiesen sich als recht anständig und auch fleißig; ihre Arbeiten begleiten sie mit den für unsere Begriffe einförmigen Liedern. Das leibliche Wohl ließ

leider viel zu wünschen übrig, die Verpflegung konnte sogar als höchst mangelhaft bezeichnet werden. Ziege galt als Leckerbissen, und selbst Hühner und Eier, die *pièces de résistance* in Afrika, fehlten häufiger, und Konserven sind ein ebenso mangelhafter wie teurer Ersatz.

Mein Dienstpersonal bestand aus zwei Boys und einem zweifelhaften Koch, der sich auch noch einen Boy anstellte. Als Herd dienten zunächst drei Steine; man muß sich eben den Verhältnissen des Landes anpassen. Das Huhn wird auf die mannigfachsten Arten zubereitet: als Beefsteak, Kotelette, mit und ohne Reis, gekocht, gebraten und mit Curry. *Variatio delectat.*

Nach Beendigung der Arbeit machte man meistens einen Spaziergang bis zum Essen, dann plauderte man noch bis gegen 9 Uhr und ging schlafen. — Unterbrochen wurde dieses Leben häufiger durch Märsche, da ich schleunigst über die Beschaffenheit des Landes berichten und die Leute an unsere Herrschaft gewöhnen sollte. Obwohl die Märsche durchaus friedlich waren und ich mich in meinen Bedürfnissen möglichst einschränkte, folgte mir doch immer eine kleine Karawane. Zunächst Träger für Zelt, Tisch, Stuhl, Menage, Esz- und Trinklast und ein Gefreiter, vier bis sechs Askaris zur Aufsicht, zwei Boys und der Koch, ein Führer und ein bis zwei Vertrauensleute aus Kionga, die den Verkehr mit den fremden Zumben vermittelten.

Früh morgens wurde aufgebrochen, um möglichst die Mittagshize zwischen 1 und 3 Uhr zu vermeiden. Im





Notfalle darf man sie nicht scheuen, sondern es ist besser, bis 2 Uhr zu marschieren, und dann im Lager zu sein, als mehrstündige Rast zu machen und womöglich erst gegen Abend das Ziel zu erreichen.

Bekleidung der Europäer ist gelber Kathianzug, Schnürstiefel und breitkrämpiger Korkehelm, statt des Säbels ein Stock. Gewehre und sonstige Waffen tragen die Boys nach. Der Marsch morgens bis 8 Uhr ist meist angenehm, aber auch die spätere Zeit nicht so schlimm, als man hier denkt, da fast immer ein leichter Lusthauch weht. Mit Trinken muß man vorsichtig sein, da meist nur der Durst dadurch gereizt wird. Natürlich hat dies seine Grenze, z. B. sobald die Transpiration zu stark wird. Alkohol muß man auf dem Marsch vermeiden. Sonst ist man von der Theorie, daß Alkohol unbedingt schädlich sei, abgekommen.

An der Spitze der Kolonne geht der Führer, meist phantastisch ausgeputzt und seiner Würde sich bewußt, hinter ihm mein ständiger Begleiter Faume bin Mohamedin, dann ich mit meinen Boys und schließlich die Askaris mit den Trägern.

Die sog. Marschstraßen waren natürlich nur Fußpfade, auf denen „zu Einem“ marschiert werden mußte. Wo die Wege durch Dornbusch führten, waren sie oft so verwachsen, daß man häufig an den Ästen hängen blieb und sich bücken mußte. Für die Träger, die ihre Lasten stets auf dem Kopf tragen, ist es natürlich doppelt anstrengend.

Nach einigen Monaten hatte ich es allerdings durchgesetzt, daß die Hauptwege, welche die einzelnen Dörfer verbinden, 3 m breit ausgeschlagen und gereinigt, die tief eingeschnittenen Bäche überbrückt waren. Bei dem außerordentlichen Wachstum in den Tropen ist es keine leichte Arbeit für die Leute und bedarf der steten Anregung durch die Station.

Die Ankunft in den Dörfern war meist vorher bekannt. Die Leute, die nicht auf der Schamba arbeiteten, sammelten sich vor dem Dorfe. Der Jumbe kam zur feierlichen Begrüßung entgegen und geleitete uns in das Dorf, wo auf einem freien Plage die Lasten niedergelegt und das Zelt aufgeschlagen wurde. Je nach Größe und Wohlhabenheit des Dorfes gibt der Jumbe Ziegen, Hühner oder Früchte, wofür er meist Zeug als Gegengeschenk empfängt. Dann werden die Leute zum Schauri, d. h. Gerichtsversammlung, berufen. Der Stationschef macht ihnen Anordnungen bekannt und nimmt Klagen entgegen, die unter Berücksichtigung der einheimischen Gebräuche entschieden werden. Die Neger haben sehr ausgeprägte Rechtsanschauungen und leben durchaus nicht ohne Recht und Gesetz. Wo der Einfluß der Araber gewirkt hat, lehnen sich die Anschauungen an die mohamedanischen an.

Inzwischen haben die Boys Zelt und Bett aufgeschlagen und der Koch ein frugales Mahl bereitet. Wenn Zeit und Gelegenheit ist, hängt man sich, sobald die ärgste Hitze vorüber, die Flinte um und geht auf die Jagd. Dieser Sport bereitet nicht nur Vergnügen, sondern ist durch die Abwechs-





lung und Anregung, welche er gewährt, direkte Medizin gegen Fieber, abgesehen von der Annehmlichkeit, einmal zur Abwechslung schmackhaften Antilopenrücken auf dem schön-gedeckten Tisch zu haben.

Nach Rückkehr von der Jagd oder Besichtigung von Schamben wird gebadet und gegessen. Dann setzt man sich meist in den langen Stuhl, raucht eine Zigarre und trinkt einen kleinen Grog, während Leute des Dorfes, Träger und Askaris sich im Kreise herumhocken. Bald kommt ein lebhaftes Gespräch in Gang, man beantwortet entweder ihre Fragen, die sich meist auf unsere heimischen Verhältnisse beziehen und sich nicht nur darauf beschränken, wer denn bei uns eigentlich die Arbeit verrichte und ob es bei uns auch Frauen gäbe; oder man fragt sie selber nach ihrer Familie, nach der Jagd, ihren Erlebnissen und Sitten.

Es ist dies u. a. die einfachste Art, um sich über Stammesgebräuche wie Verschiedenheiten des Dialekts zu unterrichten. Sind weit gereifte Leute darunter, so fragt man nach fremden Gegenden und Völkern, die sie kennen gelernt haben, doch sind diese Erzählungen meist mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. Ohne natürlich hierin seiner Stellung als Europäer etwas zu vergeben, muß man doch versuchen, den Leuten menschlich näher zu treten, sich nicht nur als den Herrn zu zeigen. Es sind in gewissem Sinne alle große Kinder, und unter diesem Gesichtspunkte muß man ihr Tun und Denken stets beurteilen. Man muß Geduld haben —, denn der Neger schiebt Unbequemes gern vertrauensvoll auf



morgen — aber ebenso auch festen Willen zeigen, jedoch niemals heftig werden, womöglich schimpfen oder gar schlagen. Damit schädigt man nur sein persönliches Ansehen und macht die Leute ängstlich.

Wesentliche Bereicherung erfuhr meine Tätigkeit auf dem Marsche durch die Bekanntschaft mit dem einstigen Begleiter Emin Paschas Dr. Stuhlmann, der sechs Wochen in Kionga weilte.

Er weckte mein Interesse für ethnographische Sammlungen, für Beschäftigung mit der Tier- und Pflanzenwelt meines Bezirks. Schließlich unterwies er mich in der Wegeaufnahme, d. h. der Festlegung des zurückzulegenden Weges mit Hilfe von Uhr und Kompaß. Diese Aufnahmen erfordern große Ausdauer, da sie keinen Augenblick ausgesetzt werden dürfen, sind aber auch insofern äußerst dankbar und lohnend, als sie mit die Grundlage bilden für die von Professor Kiepert herausgegebene Karte von Deutsch-Ostafrika im Maßstabe 1:300 000.

Das Verfahren ist kurz folgendes: Bei Beginn des Marsches peilt man mit Hilfe eines mit Gradeinteilung versehenen Kompasses die Richtung des Weges an, indem man die Nadel auf „N“ einspielen läßt, und liest auf der Gradeinteilung ab, um wieviel Grad die Wegerichtung von der „NS“-Linie abweicht. Die Anzahl der Grade wie die genaue Zeit schreibt man auf und wiederholt dies etwa alle fünf Minuten.





Natürlich ist die Messung eine ganz rohe. Da man aber bald zuviel, bald zu wenig mißt, gleichen sich die Fehler bei sonst sorgfältiger Arbeit aus, und diese Art der Aufnahme genügt für Entfernungen bis zu 75 km. Dann allerdings muß eine Korrektur durch eine astronomische Beobachtung eintreten, eine unheimliche Kunst, die nur wenige Auserwählte von uns beherrschten.

Über das durchzogene Gelände muß man kurze Notizen machen, seitwärts gelegene Ortschaften, Höhen usw. durch wiederholtes Anpeilen festlegen. Die Aufnahmen werden dann nach Berlin eingeschickt und dort bearbeitet.

Ich führe dies als Beispiel an, um auf die vielseitige Tätigkeit des Offiziers draußen in den Kolonien hinzuweisen, die sich zum großen Teil außerhalb des militärischen bewegt. Um seinen Posten wirklich auszufüllen, muß man auf den verschiedensten Gebieten tätig sein und vielerlei Interessen haben. Man ist in einer Person: Soldat, Baumeister, Handwerker, Arzt, Pflanze, Richter und Verwaltungsbeamter.

Die Marsche im Kiongabezirk waren auch, was Naturschönheit anbetrifft, recht anregend und abwechslungsreich. Mein Lieblingsziel war der Kowuma. Der Fluß fließt in einem breiten Tal. Auf dem diesseitigen Ufer dehnt sich eine 1000 m breite, fruchtbare Ebene aus, dann steigt die Hügelkette, die seinen Lauf begleitet, ziemlich steil an. Von der Höhe hat man eine wundervolle Aussicht: unten der Fluß, der sich in mannigfachen Windungen hinschlängelt, in der Ferne bläulich schimmernde Hügelketten.



Auch ermangelte der Kiongabezirk nicht des Wildes. Es gab verschiedene Antilopenarten, Wildschweine, Nashorn, Flußpferde, Leoparden, und auch der König der Tiere war in mehreren Exemplaren vertreten. Ich habe letzteren persönlich nicht behelligt. Auf den Löwenanstand, auf dem man viel sicherer ein kleines Fieber wie einen Löwen bekommt, verzichtete ich, und sonst hatte ich keine Gelegenheit. Immerhin war es ein eigener Reiz, wenn ich in sternklaren Nächten vor meinem Hause saß, über mir die Palmen, vom Winde leicht bewegt, rauschten und dann von Zeit zu Zeit das Brüllen des Löwen ertönte mit einer Gewalt, daß man glauben konnte, er befände sich in Rufweite. Antilopen kamen nur in kleinen Rudeln vor, erst später auf einem Marsche nach Kisaki am Uluguru-Gebirge, hatte ich Gelegenheit, in der Steppe das Wild in Herden zu beobachten.

Der Bau schritt inzwischen munter vorwärts, in sechs Wochen konnte das Wohnhaus, das aus drei Zimmern, Badestube und großer Vorhalle bestand, bezogen werden. Das Haus war vollständig aus einheimischem Material hergestellt.

Die Bretter für Türen und Fenster hatten Kiongesen geschnitten und geglättet, die dazu gehörigen Nägel und Eisenbänder waren gleichfalls von eingeborenen Handwerkern geschmiedet. Bei den Fenstern zeigte sich unsere allmählich fortschreitende, eigene Technik. Während die ersten Fenster — an der Front — nur aus einem Flügel bestanden, einer Bodenluke also verzweifelt ähnlich sahen, erhielt die zweite





Reihe bereits zwei Flügel, während es bei den letzten sogar gelang, ein Kunstwerk von vier Flügeln herzustellen. Die Zimmer dienten nur zum Schlafen, während man sich zum Essen und auch sonst in der freien Zeit in der stets lustigen Vorhalle aufhielt.

Die Badeeinrichtung war nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Sie bestand aus einem Blechgefäß, in dessen Boden sich ein durch einen Pfropfen verschließbares Loch befand. Über eine Rolle zog der Boy das Gefäß in die Höhe, entfernte den Pfropfen, worauf dann das Wasser herausströmte.

Es folgten nun die Kaserne, Küche, Zollschuppen, Bureau und Viehstall.

Gleichzeitig mit diesen Bauten wurde auch Kionga selbst in Ordnung gebracht. Alles wurde sauber gereinigt, Plätze und Straßen mit Hecken eingefast und erstere mit einfachen Anlagen versehen. Die Häuser wurden, wie die Leute wieder allmählich zurückkehrten, ausgebessert oder neu gebaut, so daß Kionga binnen kurzem ein völlig verändertes Aussehen gewann. Die Leute taten dies, ohne daß ein besonderer Zwang ausgeübt wurde, sie sahen, wie wir es auf der Station machten und hatten schließlich selber Freude daran.

Die Lebensverhältnisse auf der Station besserten sich fortwährend. Hühner- und Taubenzucht bildeten den Grundstock, dann folgten Enten, Schafe, Ziegen und schließlich eine Rinderherde.



Zur ferneren Erweiterung der Speisefarte trugen außer den Früchten des Landes die Erzeugnisse eines großen Gemüsegartens bei.

Aus den drei Steinen, auf denen das erste Huhn gebraten wurde, war ein massiver Herd mit eiserner Platte und Schornstein geworden, wobei leere Zementfässer nützliche Verwendung gefunden hatten.

Das Mobiliar, das ursprünglich nur aus einem Tisch, einem Stuhl, Bett, zwei Töpfen, vier Tellern, Messer und Gabel bestand, war so reichhaltig geworden, daß ich am Geburtstage Sr. Majestät 14 Personen ein fürstliches Mahl geben konnte.

Seit November war zu meiner Unterstützung noch ein Unteroffizier nach Kionga versetzt, ja durch einen Brunnenmacher, der sich fast ein Vierteljahr hier aufhielt, schwoh die Europäerbevölkerung auf vier Mann an. Die Askaris, welche in der ersten Zeit fast nur Arbeitsdienst getan hatten, wurden ihrer eigentlichen Bestimmung wieder zurückgegeben. Auf einem Exerzierplatz, den ich neben dem Dorfe angelegt hatte, wurde vormittags zwei bis drei Stunden exerziert, während am Nachmittag Felddienst geübt, geschossen oder gearbeitet wurde. Die Tageseinteilung war ziemlich dieselbe geblieben. Vor dem Exerzieren wurde „Revierdienst“ abgehalten, zu dem nicht nur die kranken Askaris, sondern bald auch Eingeborene kamen, die um Dhaua (Arznei) baten. Ein Beamter, der früher Lazarettgehilfe gewesen, erwarb





sich hierbei besondere Verdienste und genoß einen weit verbreiteten ärztlichen Ruf.

Mein erster Begleiter hatte wegen andauernden Fiebers mich schon nach einigen Monaten verlassen müssen. Bis Ersatz kam — beinahe einen Monat — war ich der einzige Europäer, doch fühlte ich mich so wohl, daß ich gar nicht zum Bewußtsein meiner Einsamkeit kam, umso weniger, als ich auch auf den Märschen ausnahmslos allein gewesen war.

Auch sonst hatten die Verhältnisse einen unverkennbaren Aufschwung genommen. Die Bevölkerung war von etwa 30 Leuten, die der Flaggenhissung beigewohnt hatten, auf mehrere hundert angewachsen, da die früheren Einwohner wieder zurückkehrten und neue hinzuzogen. Der Handel begann sich zu entwickeln, eine größere Zahl von neuen Häusern war entstanden, und einzelne Karawanen hatten sich bereits vom portugiesischen Gebiet ablenken lassen.

Als ich nach einjähriger Tätigkeit abgelöst wurde, um Kompagnie und Bezirksamt Lindi zu übernehmen, fiel es mir schwer zu scheiden, nicht nur von dem Ort, den ich allmählich sich hatte entwickeln gesehen, sondern auch von den Leuten, die mir ans Herz gewachsen waren. Es hatte sich im Laufe der Zeit ein nahezu patriarchalisches Verhältnis zwischen uns herausgebildet.





## Expeditionsführung.

Der größeren Anschaulichkeit wegen will ich die Vorbereitung und Leitung ostafrikanischer Expeditionen an selbst-erlebten Beispielen schildern, und da diese Expeditionen im Süden des Schutzgebietes, dem Gebiete des letzten Aufstandes, stattfanden, einige kurze, allgemeine Bemerkungen über Land und Leute vorausschicken.

Das Land, das in seinen zahlreichen Flußtälern von außerordentlicher Fruchtbarkeit ist, gehört zu den wertvolleren Teilen der Kolonie. Das wichtigste Erzeugnis ist augenblicklich Kautschuk, besonders in den Bezirken Donde und Makonde, während Ungoni reich an Getreide und Vieh ist. Ferner wird Wachs vielfach bereitet.

Aber auch die übrigen Landschaften erzeugen so zahlreiche einheimische Früchte, daß größere Mengen ausgeführt werden. Schließlich gibt es umfangreiche Gebiete, welche für die Baumwollenkultur in Betracht kommen.

Selbst die heute unbewohnten Distrikte haben tragfähigen Boden und sind nur infolge der Eingeborenenkriege entvölkert. Es bedarf nur des Eisenbahnbaues Kilwa-Nyassa, um das Land zu erschließen, das Hochland am Nyassa vielleicht gar europäischer Besiedelung zugänglich zu machen.

Deutsch-Ostafrika.







Die Bajao, Makua, Wamuera, Wagindo, die jetzt nahe der Küste wohnen, saßen früher weiter im Innern, von wo sie durch den von Süden kommenden Zulustamm der Wangoni vertrieben wurden.

Die Wangoni begnügten sich aber nicht damit, die anderen Stämme von ihren alten Sitzen verdrängt zu haben, sondern machten alljährlich Kriegszüge, raubten und plünderten, was sich mitschleppen ließ, und machten die Bewohner zu Sklaven.

Diese Einfälle dauerten auch fort, als wir schon lange von der Kolonie Besitz ergriffen hatten; erst die Errichtung der Militärstation Songea — 1897 — bereitete ihnen ein Ende.

Bei den Kriegszügen befolgten die Wangoni eine bestimmte Taktik. Der Angriff erfolgte stets in frühester Morgendämmerung, wenn die Bewohner des betreffenden Dorfes noch schliefen. Die Hauptmacht stellte sich vor dem Eingang des Dorfes auf und verhiet sich lautlos, während eine kleine Abteilung von der entgegengesetzten Seite unter wildem Kriegsgeschrei angriff. Die erschreckten Dorfbewohner flüchteten nach der anderen Seite und liefen dann hier in das sichere Verderben. Wer sich widersetzte, wurde rücksichtslos niedergestoßen, alle übrigen: Männer, Weiber und Kinder zu Gefangenen gemacht und mitgeführt.

Nun muß man allerdings nicht glauben, daß nur die Wangoni Teufel, die übrigen die reinen, unschuldsvollen Engel waren.

Keineswegs, erstere waren nur die stärkeren: Matschemba



im Hinterlande von Vindi, Hassan bin Dmar in dem von Kilwa waren auch gefürchtete Namen. Ihre Träger haben uns viel zu schaffen gemacht, insbesondere Matschemba, der im Gegensatz zu Hassan bin Dmar nicht Stammeshäuptling war, sondern, eine kraftvolle, geborene Herrschernatur, sich selbst zum Oberhäuptling gemacht hatte. Er stammte aus dem Portugiesischen südlich des Rowuma und hatte sich in dem überaus schwer zugänglichen Makondeplateau niedergelassen: jeder entlaufene Sklave, jeder, der irgend etwas auf dem Kerbholz hatte, fand bei ihm sicheren Unterschlupf.

Eine Expedition gegen ihn im Jahre 1890 verlief trotz der Stärke von 4 Kompagnien erfolglos infolge Ungunst der Witterung und der Schwierigkeit des Geländes, das die Matschembaleute musterhaft zu benutzen verstanden. Später unterwarf er sich zwar, kümmerte sich aber herzlich wenig um unsere Oberhoheit, und, da in der Folge die Schutztruppe für andere Zwecke gebraucht wurde, so galt er für das zugehörige Bezirksamt Vindi als ein schwarzes Blümchen „Rührmichnichtan“.

Bei Hassan bin Dmar lagen die Verhältnisse ähnlich. Er und seine Leute hatten sich an dem großen Aufstand 1889/90 eifrigst beteiligt, eine gründliche Bestrafung hatte aber eigentlich nicht stattgefunden. So wurde er immer dreister.

Im Juli 1894 erhielten die Kompagnien Kilwa und Vindi Befehl, ihn zu unterwerfen. Es kam zum Gefecht, in dem Hassan bin Dmar geschlagen wurde, aber sich doch in



sein unzugängliches Felsengebiet zurückziehen konnte. Wenige Monate später marschierte Gouverneur von Schele zur Bestrafung der Wahehe, wodurch die Küste fast ganz von Truppen entblößt wurde.

Diese Gelegenheit benutzte Hassan bin Omar zu dem Versuch, im geheimen Einverständnis mit dem Akida und zahlreichen Indern aus Kilwa, die dortige Boma zu überumpeln, ein Versuch, der nur an der Energie der Europäer scheiterte. Daß Hassan aber überhaupt auf den Gedanken kam, die stark befestigte Station anzugreifen, erwies, wie ungeheuer ihm und seinen Anhängern der Kamm geschwollen war. Auch Matschemba hatte sich in dieser Zeit auffällig gezeigt.

Gouverneur von Schele trat bald nach seiner Rückkehr von der siegreichen Waheheexpedition von seinem Posten zurück und nach kurzem Interregnum wurde Major von Wiffmann sein Nachfolger. Bald nach Übernahme der Geschäfte bereifte er auch die Südstationen, um sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten.

Ich war gerade damals Stationschef von Lindi und verwaltete vertretungsweise auch das Bezirksamt.

Ein Eilbote von Kilwa traf zwei Stunden vor dem Dampfer ein, alles wurde festlich mit Palmen und Flaggen geschmückt, die Leute zusammengerufen und die Kompagnie am Ufer aufgestellt. Ich fuhr an Bord, um mich zu melden: sobald der Gouverneur in das Boot stieg, wurden 13 Salut-schüsse abgegeben.



Dieser Pomp hat einen sehr praktischen und ernststen Zweck, da er nie seines Eindruckes auf die Orientalen verfehlt, für welche glänzendes Auftreten gleichbedeutend mit Macht ist.

Nach der Landung wogte alles um den Gouverneur herum, alte Bekannte begrüßte er, einflußreiche Araber, Sinder und Zumben ließ er sich vorstellen und sagte jedem ein paar freundliche Worte; er hatte eine wunderbare Art, mit den Leuten umzugehen.

Nach einem Gang durch die Stadt und die Boma, während dessen sich Major von Wiffmann bereits eingehend nach Matschemba erkundigte, endete ein fröhliches Mahl den ersten Abend.

Major von Wiffmann beschloß dann, Matschemba unter allen Umständen zu unterwerfen. So erhielt ich den Befehl, zunächst mit einem Unteroffizier und 60 Askaris eine Erkundung um sein Gebiet herum zu machen, um den besten Anmarsch durch das durchweg buschige Gelände festzustellen, und die an seinen Grenzen wohnenden Sultane zur Beteiligung an der beabsichtigten Expedition zu veranlassen; der Zweck des Marsches sollte möglichst geheimgehalten und ein feindliches Zusammentreffen vermieden werden.

Die Vorbereitungen nahmen trotz größter Beschleunigung etwa 8 Tage in Anspruch. Träger wurden nach einer fertig daliegenden Trägerrolle bestellt, Lasten für Zelt, Verpflegung und Gepäck der Europäer, Reis für Askaris und Träger verpackt, Stoffe, Perlen usw. als Tauschartikel und Ge-





schenke gekauft und gleichfalls verpackt; denn Geldverkehr, der heute schon bis zum Tanganikasee gebräuchlich ist, gab es damals nur an der Küste.

Außerdem mußte der einzuschlagende Weg festgestellt werden, da die vorhandene Karte absolut unzuverlässig war und keiner der anwesenden Europäer Bescheid wußte. Aus den verschiedenen Angaben der Leute wurde dann das Wichtig-scheinende herausgenommen und zusammengestellt. Als Hauptpunkte wurden die Sitze von 5 Häuptlingen, die teils deutschfreundlich, teils matschembafreundlich waren, sowie die deutsche Missionsstation Lukuledi und die englischen Massassi und Nevala festgelegt. Gleichzeitig gingen Briefe an die einzelnen Jumben ab mit der Nachricht: „Der bana kuba von Lindi marschiere nach Massassi, um dort einen Streit zwischen Massassileuten und einer Karawane zu schlichten; hierbei würde er auch den Sultan Hattia oder Nakaam usw. besuchen.“

Es ist allgemeiner Brauch, am ersten Tage nur ein bis zwei Stunden zu marschieren, da trotz sorgfältigster Vorbereitung nicht nur Askaris und Träger, sondern auch Europäer dies oder jenes vergessen haben. Am anderen Morgen begann der eigentliche Marsch.

Zunächst wurden Boys, Weiber und was sonst nicht hingehörte, aus dem Lager gejagt, Lasten revidiert, Träger verlesen und dann angetreten. Vornweg marschierte mit dem Führer ein schwarzer Unteroffizier und acht Mann als Spitze, im Abstand von etwa 100 m folgte der Haupttrupp



von 30 Mann, dann die Trägerkolonne, vermischt mit Askaris, zum Schluß der Feldwebel mit 12 Mann.

In den ersten Tagen mußte langsam marschiert werden, um die Kolonne nicht zu sehr auseinanderzureißen. Sobald die Leute einmarschiert waren, wurde auch 10 Stunden marschiert, ohne daß die Ordnung sich lockerte.

Um 5 Uhr wurde geweckt, und nur notdürftig bekleidet stürzte man aus dem Zelt, das sofort abgebrochen wurde. Während man die Toilette beendigte, trugen die Boys Kaffee, Brot und Fleisch vom vergangenen Abend als Morgenimbiß auf. Gleichzeitig machten sich die Askaris fertig und traten an, die Träger schnürten ihre Lasten, wobei alles innerhalb des Lagers bleiben mußte. Diese Vorbereitungen, die schließlich gewohnheitsmäßig von jedem einzelnen mit größter Geschwindigkeit betrieben wurden, nahmen kaum  $\frac{1}{2}$  Stunde in Anspruch, so daß wir mit dem ersten Morgengrauen aufbrechen konnten.

Die Spitze trat an, ich folgte mit dem Haupttrupp, während der Feldwebel durch eine Öffnung des Lagers die Träger einzeln herausließ, um sie zu zählen und hinter 8 Mann je einen Askari einzuschieben. Hatte der letzte Träger das Lager verlassen, sah der Feldwebel nochmals nach, daß nichts vergessen war, und schloß sich dann mit dem Rest der Askaris der Kolonne als Nachtrupp an.

Wenn die Wasserverhältnisse es erlaubten, wurde ohne Rast bis zu 3 auch 4 Stunden marschiert, um die kühlen Morgenstunden auszunutzen; dann alle 2 bis 3 Stunden Halt gemacht.





Sobald der Lagerplatz erreicht ist, werden die Askaris in einem Kreise aufgestellt, der dem Umfange des beabsichtigten Lagers entspricht, Gewehre zusammengesetzt, abgehängt und aus Ästen und Baumstämmen ein Verhau hergestellt, in den 1 bis 2 Öffnungen hineinführen. Die Wache wird eingeteilt und Posten in geringer Entfernung aufgestellt. Die Revision der Posten ist gewissermaßen eine selbsttätige; von Zeit zu Zeit rufen sie, von Nummer 1 beginnend, ihre Nummern ab, so daß es sofort gemerkt wird, wenn ein Posten schläft. Dies kommt aber kaum vor, denn die Leute sind sich wohl bewußt, daß von ihrer Wachsamkeit unter Umständen Leben und Sicherheit der ganzen Expedition abhängen.

Währenddessen kommen die Träger an und legen die Lasten in Reihen geordnet nieder, die Zelträger schlagen unter Aufsicht von Askaris die Zelte auf, die Boys bemächtigen sich der Bett- und Kofferlasten, und der Koch hat in kürzester Frist ein lustiges Feuer prasseln, um ein mehr oder weniger üppiges Mahl zu bereiten.

Sobald alles eingetroffen ist, läßt der Feldwebel Askaris und Träger antreten, um ihnen die Verpflegung auszugeben. Diese wird, soweit als möglich, bei den Eingeborenen gegen Tauschwaren eingekauft, sonst den mitgeführten Reislasten entnommen. Ich selbst sehe schnell meine Wegeaufnahme durch, mache Erläuterungen dazu und erledige das Wegeschauri, d. h. aus Angaben der Führer und solcher Leute, die den Weg öfter begangen haben, stelle



ich den Verlauf des morgigen Marsches fest: wo der nächste Lagerplatz ist und wo und wie oft wir Wasser finden. Bei den mangelhaften Zeitangaben ist es nicht leicht, das Richtige herauszufinden; unter einer halben Stunde ist dies Schauri (Besprechung) selten erledigt.

Die Träger und Askaris bereiten sich ihr Essen und pflegen eine lebhafte Unterhaltung; wenn man nicht Ruhe gebietet, dauert das Geschwätz bis nach Mitternacht. Wie ich oft belauscht, dreht es sich unentwegt nur um Essen und Weiber, jeder kramt seine schönsten Erlebnisse aus. Alle aber sind harmlos vergnügt, mag der Marsch auch noch so anstrengend gewesen sein.

Der Weg führte, sobald wir das direkte Einflußgebiet der Station verlassen hatten, zunächst durch völlig menschenleere Gegenden, die Leute waren teils von Matschemba geraubt, teils vor ihm geflohen. Dann erreichten wir am dritten Tage den Lukuledifluß, der später bei Lindi mündet. Gleich dem Rowumatal strotzt der Boden förmlich vor Fruchtbarkeit, da der Fluß nie versiegt, und die Gegend zeichnet sich durch eine außerordentlich zahlreiche Bevölkerung aus, die unter dem festen Regiment ihres Sultans Hattia ein gesichertes Leben führt. Es wohnt hier der Stamm der Matua. Stundenlang marschierten wir fast ununterbrochen durch Dörfer, die sich eins an das andere angeschlossen.

Da das Hauptdorf Hattias etwas abseits meiner Straße lag, sandte ich ihm Nachricht, in mein Lager zu kommen. Am anderen Morgen kündigte sich das Herannahen Hattias





bereits von weither durch das Getöse von Negertrommeln und gellendem Kriegsgesang an. Zuerst erschienen einzelne Krieger, dann folgten in langem Zuge: die Musik, dicht dahinter der Sultan, umgeben von seinen Zumben — Unterhäuptlingen —, dann die Krieger, vorn die mit Gewehren, hinten die mit Pfeilen und Speeren bewaffneten; schließlich ein ungezählter Haufen von Weibern und Kindern. Die Krieger marschirten im Halbkreis vor der Zelttür auf, davor trat der Sultan mit den Zumben.

Wir begrüßten uns feierlich und tauschten die dabei üblichen Höflichkeitsformeln aus. Nachdem wir beide uns auf Stühle gesetzt, die Zumben sich dagegen nach Negerart auf den Boden gekauert hatten, begann eine allgemeine Unterhaltung, die sich wie im Manöverquartier meist auf Ernteausichten, Jagd und sonstige nächstliegende Verhältnisse bezog. Gleichzeitig wurden Zigaretten und Scherbeth herumgereicht, während Hattia ein kräftiges Kind als Guldigungsgeschenk kommen ließ. Der Wert dieses Geschenkes bezeichnet nicht nur den Grad der Wohlhabenheit des Gebers, sondern auch die Höhe der Wertschätzung, deren sich der Empfänger erfreut. Die Leute benahmen sich mit bewundernswerter Würde und großem Anstand.

Da das Dorf, an dem die Expedition lagerte, von der vom Nyassasee führenden Karawanenstraße berührt wurde, sollte hier die deutsche Flagge gehißt werden; die erforderlichen Vorbereitungen waren schon in aller Frühe getroffen worden. Sobald daher unsere Begrüßung beendet war,





traten die Askaris in Linie vor dem Flaggenmast an, die Eingeborenen stellten sich gegenüber auf, und nachdem ich eine kurze Ansprache gehalten hatte, ging unter präsentiertem Gewehr die Flagge hoch.

Die strammen Griffe und die Marschbewegungen der Askaris beim Abbrücken in das Lager erregten selbstverständlich das lebhafteste Staunen der gesamten Bevölkerung.

Um nun auch zu zeigen, was seine Krieger leisten könnten, bat Hattia um die Erlaubnis, daß dieselben einen Kriegstanz aufführen durften. Die Genehmigung wurde gern erteilt.

Der Gedanke, welcher einer derartigen Vorführung zugrunde liegt, ist die Darstellung eines Buschgefechtes.

Einzelne Leute laufen in gewaltigen Sätzen vor, decken sich gewandt hinter Bäumen, Termitenhügeln usw., fliehen, greifen wieder an, schießen oder deuten an, daß der Gegner gefallen ist, oder werfen sich selbst rücklings auf den Boden; schließlich erfolgt unter Abgabe von Schnellfeuer ein Massenangriff.

Die verschiedenen Phasen werden natürlich stets von dem brausenden Beifallsgejauchze der entzückten Stammesbrüder begleitet. Aber auch wir Europäer schauten mit Interesse der dramatisch bewegten Szene zu und folgten mit Vergnügen den gewandten, kraftvollen Bewegungen der jungen Krieger.

Nach längerer Pause wurde der Sultan zu ernstem Schauri berufen, doch zeigte er bei dem Gedanken, seinen





alten Erbfeind Matschemba bekriegen zu können, ein so lebhaftes Vergnügen, daß es weiter keiner besonderen Einwirkung bedurfte.

Am folgenden Morgen gab uns Hattia eine Strecke Weges selbst das Geleit, während 15 auserwählte Krieger sich der Expedition bis zur Rückkehr nach Vindi anschließen sollten. Diese erwiesen sich infolge ihrer genauen Kenntniss des Landes als recht nützlich, leider aber erlosch bald ihr kriegerisches Ansehen. Denn sobald wir die Grenze des Matschembagebietes erreichten, zeigten sie einen völligen Mangel an taktischem Verständnis, indem sie von hier ab das Ende der Kolonne stets als den gefährdetsten Teil derselben ansahen. Keine taktische oder sonstige Auseinandersetzung vermochte ihre Auffassung zu ändern.

Daher rührt mein, später nochmals bestätigtes Mißtrauen gegen die wirksame Unterstützung der Schutztruppe durch Hilfsvölker. Ausnahmen beweisen die Regel. Als Führer, Spione und auch bei der Verfolgung des geschlagenen Gegners werden sie dagegen stets von großem Nutzen sein.

Durch fortwährende Schauris mit den einzelnen Häuptlingen unterrichtete ich mich über die verschiedenen Wege, die nach dem Hauptdorf Matschembas — Luagalla — führten, und stellte den östlichen als den nächsten, wie auch am wenigsten gefährlichen fest. —

In Vindi erwartete mich bereits der Befehl, an der Expedition gegen Hassan bin Dmar teilzunehmen.

Es war bekannt, daß das Expeditionskorps infolge des



fast unwegsamen Geländes bedeutende Schwierigkeiten haben würde.

Fels reiht sich an Fels, überall Schlupfwinkel und Deckungen bietend, von wo man sicher und ungestraft den Angreifer aus dem Hinterhalt beschießen kann. Wege gibt es kaum, — selbst nach afrikanischen Begriffen — es sind meist nur den Eingeborenen kenntliche Pfade, die mitten durch das wildzerrissene Gestein führen.

Allerdings hatte die Gegend für den Naturfreund großen Reiz; sie erinnert in vielen Teilen lebhaft an die sächsische Schweiz. Die afrikanische Landschaft ruft überhaupt oft die Erinnerung an heimische Bilder wach, wie z. B. lichter Buschwald nach der Regenzeit völlig das Aussehen eines wohlgepflegten Parkes hat.

Mitte Oktober sammelte sich das Expeditionskorps — vier Kompagnien verstärkt durch ein Maxim- und ein italienisches Berggeschütz — in Kilwa und nutzte die vorhandene Zeit aus, um auf dem vorzüglichen Exerzierplatz zwischen der Stadt und dem Siginoberg eifrig zu exerzieren und Gefechtsübungen abzuhalten. Die Vorbereitungen waren nach jeder Richtung auf das sorgfältigste getroffen worden.

Zwei Kompagnien wurden in den Eingang des Felsengebietes vorgeschickt, um von hier aus Erkundungen vorzunehmen; die beiden anderen Kompagnien folgten kurz darauf.





Anfangs schien es, als ob die Mawudjileute uns den Eintritt in die Berge verwehren wollten, aber bald hatte das Maximgeschütz ihnen den Aufenthalt unangenehm gemacht, und nach kurzem Gefecht zogen sie sich in das Felsengewirr zurück, wohin wir in beschwerlichem Marsche folgten.

Die Hauptgefahr lag darin, daß das an sich starke Expeditionskorps — vier Kompagnien gelten dafür — in der so unendlich langen und dünnen Linie „zu einem“ auseinandergezogen war.

Jeder Angriff stieß auf wenige Leute, denen kaum Unterstützung gebracht werden konnte.

Aber die Mawudjileute, die durch ihre Spione selbstredend auf das genaueste über unsere Stärke unterrichtet waren, wagten keinerlei Vorstoß an diesem Tage.

Nach mehrstündigem Marsche verengte der Weg sich plötzlich, verblüffend ähnlich dem Annatal in Thüringen, d. h. er führte etwa hundert Meter zwischen zwei sich auf etwa drei Schritte nähernden, schroffen Felsenwänden hindurch. Am anderen Ende stieg dann der Weg über einen Meter und noch höhere Felsenblöcke hinan, um dann schließlich wieder über ebenes Gelände zu gehen.

An diesem Engpaß mußten die Reittiere der Europäer zurückgelassen werden, um später durch den Nachtrupp hinauf befördert zu werden.

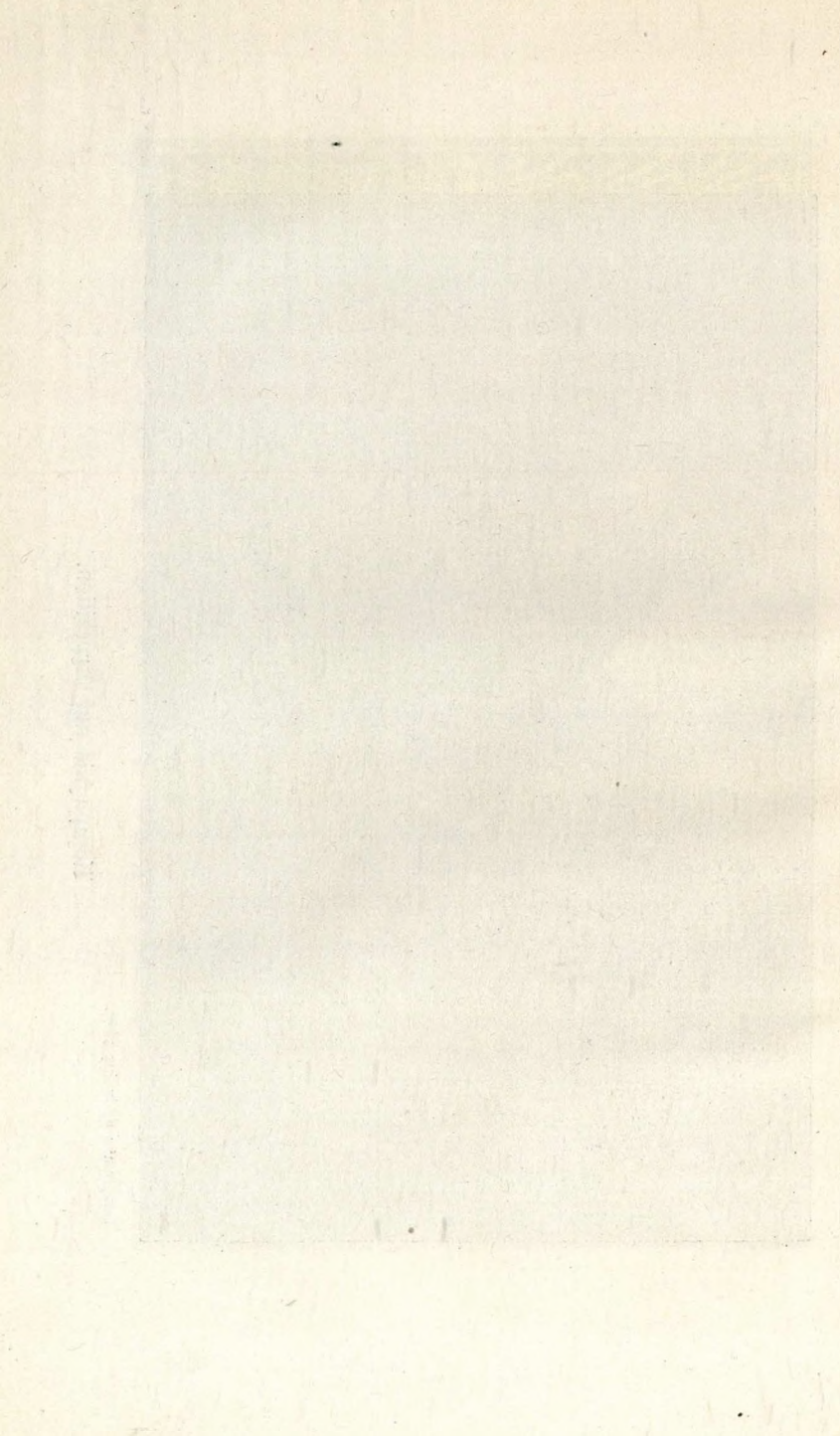
Es war dies nicht ganz einfach, ging aber doch dank der Geschicklichkeit der Sudanesen in Behandlung von Tieren und dank der Kletterkunst der Maultiere ziemlich glücklich



Hauptmann Glauning phot.

Kompagnie auf Expedition.







von statten. Von dreizehn stürzte nur eins ab, und auch dies Mißgeschick lag wohl hauptsächlich in der Unglückszahl, da bekanntlich „von dreizehn“ immer einer zuerst stirbt.

Das Expeditionskorps lagerte auf einem ziemlich geräumigen Plateau, das zwar auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen war, trotzdem aber eine Beunruhigung durch Feuer aus den Borderladern der Eingeborenen ausschloß.

Am folgenden Morgen wurde der Marsch in der bisherigen Weise und auch mit dem gleichen mangelnden Erfolge fortgesetzt, bis der Kommandeur sich entschloß, die 9. Kompagnie den Mawudjißfluß entlang zu senden.

Die Kompagnie marschierte in dem sehr schmalen Flußthal, welches auf beiden Seiten von senkrecht aufsteigenden, etwa 60 bis 80 Meter hohen Felsen eingefast wird, als sie plötzlich vor sich schießen hörte.

Dies Schießen rührte von einer starken Patrouille her, die auf der Höhe am linken Ufer vorgegangen war und mit einer feindlichen Abteilung ein Feuergefecht begonnen hatte.

Nach etwa 20 Minuten Marsch trat die Talwand auf der rechten Seite weit zurück, indem das Ufer terrassenförmig aufstieg; gleichzeitig erhielt die Kompagnie vom Hange lebhaftes Feuer.

Der Kompagnieführer ließ die Marschkolonne „rechts um“ machen und nahm das Feuergefecht auf.

Binnen kurzem war der Hang gesäubert. Der Feind zog sich teils auf die oberste Terrasse, zum größten Teil





aber in einen halbrechts von unserer Stellung gelegenen Steinbruch zurück und setzte sich hier wieder fest.

Die Kompagnie überschritt den Bach, zwei Züge wandten sich gegen die Abteilung im Steinbruch, ein Zug zur Sicherung der linken Flanke gegen die Höhe.

Der Feind schien zuerst äußersten Widerstand leisten zu wollen — denn er setzte das Feuer noch während des letzten Anlaufes der Kompagnie fort — im letzten Augenblick verschwand er jedoch spurlos zwischen den Felsblöcken in den für uns undurchdringlichen Busch.

Die Askaris hatten sich vorzüglich gehalten; ohne mit der Wimper zu zucken, gingen sie unter fortwährendem „Allah il Allah“ vor.

Nachdem das Dorf Kitumbini, das die Hassanleute zuerst besetzt hatten, niedergebrannt war, folgte die Kompagnie weiter dem Mawudjißfluß bis zu seinem Austritt in die Ebene und bezog hier ein Lager. Am Spätnachmittag trafen daselbst auch die übrigen Kompagnien ein.

Da Hassan bin Omar nicht zu fassen war, sandte der damalige Oberstleutnant von Trotha die Kompagnien einzeln aus, um das Land nach den verschiedensten Richtungen zu durchziehen, die Mawudjileute nirgends zur Ruhe kommen zu lassen und die aufrührerischen Dörfer zu zerstören.

Das Wohltätige dieser Maßregel zeigte sich bald: die Leute sahen, daß es bitter Ernst war, die Zungen kamen erst einzeln, dann immer zahlreicher und baten um Frieden.

Schließlich fanden sich Leute eines Nachbarstammes,



welche der 8. Kompagnie den Aufenthalt Gassans verrieten, und es gelang, ihn und die Hauptträdelsführer, vor allem seinen Kriegsminister Dmar Moenda, die Seele des ganzen Aufstandes, zu überraschen und nach kurzer Gegenwehr gefangen zu nehmen. Gassan bin Dmar und seine Genossen wurden zunächst gefesselt ins Lager gebracht, dann nach Kilwa geschickt und zum warnenden Beispiel gehängt.

Persönlich machte Gassan bin Dmar einen recht dürftigen Eindruck. Klein und unansehnlich von Gestalt, schien er auch keineswegs ein Geistesheld zu sein, sondern mehr der Spielball energischer und verbrecherischer Berater.

Daß trotz dieser minderwertigen Eigenschaften sein Ansehen unter seinen Leuten so unantastbar war, zeigt, wie fest begründet die patriarchalische Herrschaft in den Anschauungen der Regier ist.

Das Expeditionskorps zog sich, die einzelnen Kompagnien getrennt marschierend, nach Lindi, um von hier gegen Matschemba vorzugehen; doch verlautete bereits, daß der Ausgang Gassan bin Dmars, seines Freundes, ihn doch so eingeschüchtert hätte, daß er voraussichtlich sich friedlich unterwerfen würde.

Die Schwierigkeiten der Expeditionsführung in seinem Gebiet waren zu bekannt, als daß der Gouverneur auf diese friedliche Lösung nicht eingegangen wäre. Oberstleutnant von Trotha erhielt daher Weisung, wenn Matschemba herunterkäme und Tribut zahlte, die Unterwerfung anzunehmen;





in jedem Falle aber sollte nach seinem Hauptdorf Luagalla hinaufmarschirt werden.

Am dritten Tage kam uns Matschemba, begleitet von den Großen des Landes, entgegen.

Es war mir interessant, den Mann zu sehen, von dem ich so viel in den letzten zwei Jahren gehört hatte. Der Eindruck war vorteilhaft: groß und sehnig gebaut, ruhig und würdevoll in seinem Benehmen, lag etwas Gebietendes in seiner ganzen Erscheinung, wodurch sein großer Einfluß wohl erklärlich ist. In der darauffolgenden Verhandlung erklärte er sich zur völligen Unterwerfung bereit und führte uns selbst in drei Tagen nach Luagalla.

Der Marsch von seiner Grenze bis Luagalla dauerte etwa sieben Stunden und hätte einer kriegerischen Expedition in der That außergewöhnliche Schwierigkeiten bereitet. Der Weg führte zum großen Teil in mannigfachen Windungen durch dichten Dornbusch, Lianen und Bambusrohr. Bei Erwiderung des feindlichen Feuers war man also stets in Gefahr, in die eigene Kolonne zu schießen, während die Matschembaleute, völlig gedeckt, einzeln ihren Schuß abgeben und dann verschwinden konnten.

Luagalla selbst war kaum befestigt. Matschemba hatte den natürlichen Dornwall als genügend erachtet.

In Luagalla wurde ein befestigtes Lager bezogen, und Matschemba mußte Elfenbein, Pulver und Gewehre abliefern. Nach dreitägigem Aufenthalt gingen drei Kompagnien zur Küste herunter, während Oberstleutnant von Trotha mit der Vindi-



kompagnie in westlicher Richtung auf Massassi und den Rowuma entlang auf Mitindani zu marschierte.

Matschemba hielt zunächst sein Versprechen, kam sogar zum Schauri nach Vindi und empfing seinerseits den Bezirksamtman mit allen zustehenden Ehren in seiner Residenz. Aber sei es, daß sein Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang zu groß war, sei es, daß er seine Leute doch nicht mehr genügend im Zaume halten konnte, bald gab es von neuem andauernde Schwierigkeiten und Reibereien, so daß der Gouverneur sich doch zu seiner endgültigen Beseitigung entschließen mußte. Es ging erneut eine Expedition gegen ihn vor, doch wartete er, endlich mürrisch geworden, den Angriff auf Luagalla nicht mehr ab, sondern floh mit seinen Getreuen über den Rowuma.

Seither hat im Hinterlande von Kilwa wie in Vindi im großen und ganzen Ruhe geherrscht, bis anfangs August 1905 der allgemeine Aufstand ausbrach.







## Missionswesen.

Die Märsche zur Erkundung des Matschembagebietes brachten mich mehrfach mit Missionsniederlassungen in Berührung, da diese meist an dem Hauptsitz des betreffenden Stammes angelegt werden.

Die Missionstätigkeit hat sich außerordentlich ausgedehnt, seit die Kolonie in unserem Besitz ist. Ursprünglich waren nur englische Missionen im Norden und Süden, französische in Bagamoyo und am Viktoriassee, sowie einige wenige deutsche vorhanden; jetzt sind sechs Missionsgesellschaften tätig, die zahlreiche Niederlassungen in allen Teilen der Kolonie eingerichtet haben.

Die Wirksamkeit der Missionare ist eine segensreiche; soweit mir bekannt, haben in Deutsch-Ostafrika die Missionare den Fehler zu vermeiden gewußt, sich einseitig — wie in anderen Kolonien geschehen — auf den Negerstandpunkt zu stellen, d. h. sich völlig mit den Interessen der Eingeborenen zu identifizieren, ein Verhalten, das auf die Dauer unweigerlich zu Konflikten mit der Regierung führen muß.

Ein Streit darüber, wer am erfolgreichsten wirkt, ist müßig und zwecklos. Den protestantischen Missionaren wurde früher der Vorwurf gemacht, daß sie das Christen-



tum lehrten, ohne die Leute gleichzeitig zur Arbeit zu erziehen; heute gilt dieses nicht mehr: Arbeiten und Beten geht bei ihnen Hand in Hand. In erster Linie gründet den Erfolg die Individualität und Befähigung des Lehrers, wie er es versteht, Geist und Charakter seiner Pflegebefohlenen zu entwickeln. Es ist eine Saat, die sehr langsam aufgeht. Dauernde Erfolge lassen sich erst durch jahrzehntelange Arbeit erzielen.

An einen Siegeszug des Christentums, wie den Übertritt ganzer Landschaften oder Stämme, ist nie zu denken. Immer wird die Tätigkeit der Missionen nur in Kleinarbeit bestehen.

Der Beruf der Missionare ist schwer und aufopfernd. Es sind Leute, die mit ihrem Leben gewissermaßen abgeschlossen haben. Einen regelmäßigen Urlaub, wie die Angehörigen der Schutztruppe und die Beamten ihn haben, kennen sie nicht, nur in Fällen schwerer Erkrankung gehen sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Europa zurück.

Das Leben ist ein entbehrungsreiches, da die Mittel meist beschränkt sind. Eine Ausnahme bilden in etwas die englischen Universitätsmissionen, denen reiche Geldmittel zur Verfügung stehen; auch gehen deren Mitglieder in regelmäßigem Wechsel von zwei bis drei Jahren auf ein Jahr nach England zurück.

Die Gastfreundschaft, welche ich auf der deutsch-katholischen Mission Lutuledi wie auf den englischen Missionen Massassi





und Nevala genoß, war gleich vorzüglich; wenn ich mich auf der deutschen Station vielleicht trotzdem wohler fühlte, so ist das leicht begreiflich.

Leider sind auch diese Stationen dem jetzigen Aufstand zum Opfer gefallen und niedergebrannt; doch ist es den Missionaren gelungen, sich zu retten.

Die deutsche Station war erst vor wenigen Monaten gegründet, dagegen war in dem ganzen Gebiet der Einfluß der englischen Mission, die seit 22 Jahren dort wirkte, unverkennbar. Es liegt immerhin auch ein wichtiges, politisches Moment in der Missionstätigkeit.

Allgemein beschränken sich die Missionare nicht darauf, ihre Zöglinge als Handwerker usw. auszubilden, und das für den eigenen Bedarf erforderliche Gemüse anpflanzen zu lassen, sondern sie versuchen auch, durch Anlegen von kleinen Plantagen, die Bewohner ihres Bezirkes im Anbau wertvoller Erzeugnisse wie z. B. Kautschuk, Baumwolle u. a. zu unterweisen.





## Jagdliches.

Es ist merkwürdig, jeder Europäer, der ostafrikanischen Boden betritt, wird zum leidenschaftlichen Jäger — mindestens in der ersten Zeit — mag er zu Hause auch nie eine Flinte in der Hand gehabt haben. Die natürliche Folge ist, daß in der Nähe der Stationen überhaupt kein Wild mehr angetroffen wird, aber auch sonst in manchen ursprünglich wildreichen Gegenden stark ausgeräumt ist. Bei Dar es Salam z. B. gab es schon zu meiner Zeit nur noch Tauben und Perlhühner; einige Flußpferde in den benachbarten Creeks waren unter den besonderen Schutz des Gouvernements gestellt und wurden Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt.

Sonntag nachmittag in die nähere Umgebung einen Ausflug zu machen, war direkt lebensgefährlich, so sausten die Schrote und Geschosse in der Luft herum. Sehr geschadet haben auch die sog. Jagdexpeditionen, deren Teilnehmern es natürlich nur auf möglichst hohe Abschußziffern ankam: „après nous le déluge“.

Anschließend an die Wildschutzkonferenz in London, auf welcher Major von Biffmann der Vertreter Deutschlands war, ist eine Wildschutzordnung erlassen worden:

Jagdexpeditionen haben für Erlaubnisscheine sehr beträchtliche Summen zu zahlen, aber auch für Offiziere und





Beamte ist zur Schonung verschiedener Wildarten, wie Elefant und Nashorn, ein bestimmtes Schußgeld festgesetzt. Außerdem sind größere Reservate abgegrenzt, in welchen überhaupt nicht gejagt werden darf. Dank diesen Maßregeln wird es hoffentlich gelingen, ein völliges Aussterben einzelner Wildarten, das jetzt schon bedenklich drohte, zu verhindern.

Auch die nähere Umgebung meines ersten Stationsortes Vindi war von Wild ziemlich entvölkert, die Flußpferde im Lukuledifluß bereits so scheu und schlau, daß es kaum möglich war, zu Schuß zu kommen.

Den ersten größeren jagdlichen Erfolg errang ich, als die Lindikompagnie einen Übungsmarsch nach dem Rowuma machte. Hier herrschte noch reges Leben. Außer Flußpferden und Krokodilen gab es eine Menge Vögel auf und über dem Wasser, die so vertraut waren, daß man im Einboot ganz nahe heranfahren konnte, bis sie mit ohrenzerreißendem Geschrei aufgingen, um sich nur wenige 100 Schritt weiter auf der nächsten Sandbank wieder niederzulassen und erneut der nutzbringenden Tätigkeit des Fischefangens sich hinzugeben.

Die Fahrt im Einboot (ausgehöhlter Baumstamm) erfordert einige Übung, da das Boot kiellos und daher ziemlich schwankend ist. Eine ungeschickte, heftige Bewegung, und man befindet sich in den kühnenden Fluten, was der zahlreichen Krokodile wegen nie ohne Gefahr ist. Die Eingeborenen sind in der Handhabung des Bootes sehr geschickt.



Die Versuchung, aus dem Boot eines der zahlreich herumschwimmenden Flußpferde zu erlegen, war groß, doch widerstand ich ihr, erfahrenem Räte folgend; denn ist der Schuß nicht tödlich, so ist man wehrlos dem Angriff des krank geschossenen Tieres preisgegeben. Dieses schwimmt meist unter das Boot, wirft es mit leichter Mühe um und zieht den schwerfälligen Europäer mit sich in die Tiefe, während die behenden Schwarzen mit elegantem Kopfsprung und gewandten Schwimmstößen sich schnell dem Gefahrenbereich entzogen haben.

Ein solcher Fall ereignete sich einige Zeit nach meiner Rückkehr. Das Flußpferd packte, nachdem es das Boot umgestülpt, den betreffenden am Kniegelenk, zog ihn zunächst herunter, verzichtete dann aber großmütig auf weitere Mitnahme; doch trug der kühne Jägersmann einen Denktettel für Lebenszeit davon und brauchte auch für Spott nicht zu sorgen.

Man kann für Dickhäuter wie Raubtiere im allgemeinen den Grundsatz aufstellen, daß sie den Kampf mit dem Menschen, vor allem dem Europäer, so lange als möglich vermeiden und sich erst dazu entschließen, wenn sie krank geschossen sind, wenn sie sich selbst in Lebensgefahr glauben oder wenn sie der Hunger dazu treibt. Löwen z. B., die zu alt und kraftlos geworden sind, um Antilopen, Schweine usw. niederzuschlagen, bleibt nichts anderes übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen und den Menschen anzugreifen. Und da ist natürlich das schwarze Fleisch am leichtesten erhältlich. Ich möchte noch bemerken, daß Flußpferde und Rhinocerosse zur





Vernichtung ihres Feindes nicht etwa ihre gewaltigen Hauer oder das spitze Horn benutzen, sondern ihn einfach zertrampeln. Das gleiche Verfahren wendet der Elefant an.

Die Jagd auf Flußpferde ist nicht leicht, und wenn mir vor meiner Abreise aus Europa Kameraden sagten: „Na, an so einem Scheunentor können Sie doch nicht vorbeischießen“, so entspringt dieses Urteil einer leicht verzeihlichen Unkenntnis. Die Tiere halten sich bei Licht stets im Wasser auf — ich habe nur eines, das anscheinend infolge unsoliden Lebenswandels verschlafen hatte, auf dem Lande geschossen — und bieten daher nur ein geringes Ziel; ist der Schuß nicht tödlich, so verschwinden sie auf Nimmerwiedersehen.

Für den Tier- und Jagdfreund ist es ein großes Vergnügen, die Tiere in den kühlen Morgenstunden zu beobachten, wenn sie wie die Kinder im Wasser sich herumtummeln, in voller Fahrt aufeinander losstürmen, so daß bei dem Zusammenprall das Wasser hoch aufspritzt, und sie ihr allerdings nicht übertrieben melodisches Gebrüll ertönen lassen.

Der Rowuma, dessen Flußbett während und nach der Regenzeit etwa 2 km breit ist, bildet während der trockenen Zeit zahlreiche Sandbänke und auf diesen sucht man sich an die Flußpferde heranzuschleichen. Gleich am ersten Tage war ich vom Glück begünstigt. Schon von Ferne erkannte ich eine Herde von 8 Stück, die sich in der schönen Sonne — es war 10 Uhr — anscheinend süßer Ruhe hingaben. Die Tiere standen bis zur Schulter im Wasser in der „Kolonne zu einem“, den Kopf auf dem Hinterteil des

Vordermannes ruhend, ein eigenartiger Anblick. Ich schlich bis an die letzte Sandwelle heran und nahm den vordersten aufs Korn, indem ich auf das Blatt hielt.

In der wohlbegreiflichen Jagdaufregung hatte ich anscheinend nicht gut gezielt, denn kaum krachte der Schuß, so brach die ganze Gesellschaft mit gewaltigem Getöse nach dem tieferen Wasser fort und verschwand.

Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, als ich plötzlich auf etwa 200 bis 300 m ein riesiges Flußpferd entdeckte, das prustend und brüllend auf meine Sandbank zuschwamm. Als es sich genügend genähert hatte, brachte es ein Schuß ins Auge zur Strecke. Wie sich nachher herausstellte, war dies das zuerst krank geschossene Tier, welches anscheinend aus Wut zurückkam, seinen Feind zu suchen.

Das geeignetste Jagdgewehr ist das M 88, als Pirschbüchse gearbeitet, dazu Patronen mit Bleispitze. Damit kann man alles schießen, vom Elefanten bis zur Antilope; es ist ein Universalgewehr. Für Schrotflinte hat man nur wenig Verwendung: Tauben, Enten, Perlhühner. Eine Büchsfllinte Kal. 11, in der ich die Militärpatrone verwendete, wäre mir beinahe verderblich geworden.

Bei einer Fahrt über den Kiongafluß sah ich in der Nähe einer kleinen Sandbank ein Flußpferd. Ich ließ mich nebst einem Begleiter aussetzen, schoß und glaubte, an der Art des Untertauchens zu erkennen, daß der Schuß tödlich gewesen sei. Kurz darauf jedoch tauchte das Flußpferd dicht vor der Sandbank auf. Ich hatte inzwischen geladen, wie





ich aber anlege, entdecke ich im letzten Augenblicke, daß an dem Büchslauf das Piston abgesprungen ist. Ich hatte gerade noch Zeit, meinem Begleiter sein Gewehr M 71 wegzunehmen und auf wenige Schritte den Fangschuß zu geben.

Zu verwerten von dem Flußpferd sind eigentlich nur die Zähne, die sich ausgezeichnet verarbeiten lassen, das Fleisch wird selbst von den Eingeborenen nur bei Hungersnot gegessen.

Zu den fesselndsten Jagden, aber auch anstrengendsten und gefährlichsten, gehört die Nashornjagd. Auch hierzu bot sich Gelegenheit in der Umgegend von Lindi, um so mehr als sich dort auch ein hervorragender Jäger namens Musa befand, der bereits ungezählte Nashörner und Rhinocerosse wie Leoparden und Löwen zur Strecke gebracht hatte, alles nur mit einem Vorderlader. Als Beispiel für seinen Mut und seine Geschicklichkeit erwähne ich, daß er einen frankgeschossenen und ihn anspringenden Leopard mit dem linken Arm, um den er schnell ein Tuch hatte schlingen können, auffing und mit der rechten Hand ihm das Messer in das Herz stieß.

Allein auf Nashornjagd zu gehen, ist für den Europäer zwecklos, da man in diesem Falle nur auf einen glücklichen Zufall angewiesen wäre. Verwendung von Hunden ist ausgeschlossen, da es drüben nur gewöhnliche Rötter gibt und aus Europa eingeführte Jagdhunde binnen kürzester Frist die Nase verlieren.



Musa dagegen war in der Verfolgung der Fährte geradezu bewundernswert. Wo ich auf hartem Boden nichts mehr von einer Spur entdecken konnte, ging er in lebhaftem Schritt vorwärts, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern oder zu stutzen.

In aller Frühe brachen wir auf, gingen nach einer Wasserstelle und suchten nach Fährten. Sobald Musa eine frische Spur entdeckt hatte, ging die Jagd los. Da das Nashorn sich bei Tage mit Vorliebe in dichtem Busch aufhält, war das Folgen zeitweise außerordentlich mühsam. Oft mußten wir eine Stunde und darüber auf Händen und Füßen unter dem Dornenbusch durchkriechen oder uns mit dem Buschmesser den Weg bahnen. Es war bei der großen Hitze äußerst anstrengend und erschöpfend.

Eine weitere Schwierigkeit ist, daß das Auge sich erst an die neue Umgebung gewöhnen muß. Wie wir an das erste Nashorn herankamen, vermochte ich auf etwa 50 Schritt in dem dichten Buschwerk nur eine dunkle Masse mühsam zu erkennen. Zur hellen Verzweiflung meines Musa gelang es mir nicht, festzustellen, wo Vorder- und Hinterteil waren.

Das Nashorn ist dumm und nur auf seine allerdings sehr scharfe Witterung angewiesen. Jeder Versuch, sich anders als unter dem Winde anzupirschen, ist aussichtslos. Es ist auch trotz seiner plumpen Gestalt wendig und sehr schnell. Auf ein Tier kam ich in etwas lichterem Busch auf etwa 100 m zu Schuß. In demselben Augenblick, in dem der Schuß fiel, brach das Nashorn los und unmittelbar auf



uns zu. Zwei Boys, die uns folgten, saßen im Augenblick auf den nächsten Bäumen, auch Musa, der wohl das Ausichtslose eines Schusses erkannte, suchte Deckung. Alles ging so schnell, daß ich kaum zum Bewußtsein der Gefahr kam. Erst im letzten Augenblicke rettete ich mich mit einem allerdings ziemlich großen Saße, nachdem ich noch einen nicht sehr sorgfältig gezielten Schuß abgegeben.

Das Nashorn brach zusammen, erhob sich aber sofort wieder und stürmte in rasendem Galopp weiter. Man konnte wirklich sagen, ventre à terre. Wir folgten sofort. Die Spur war diesmal nicht schwer zu finden, alles, was im Weg stand, war kurz und klein getreten, Stämme von Armesdicke geknickt wie Weidenruten. Später war das Nashorn in Trab gefallen, und nun konnte man wirklich staunen über die Wendigkeit, mit der es trotz der Schnelligkeit den größten Hindernissen geschickt aus dem Wege gegangen war. Nach einigen Stunden mußten wir die Verfolgung als aussichtslos aufgeben.

Etwa zwei Monate, bevor ich meinen Heimatsurlaub antrat, traf ich in Dar es Salam ein. Da hier zufällig Überfluß an Offizieren herrschte, gestattete mir der Gouverneur, einen europäischen Kameraden auf einer Jagdreise nach Kisaki zu begleiten.

Dieser Abschluß meiner afrikanischen Tätigkeit bildet mir eine um so wertvollere Erinnerung, als die Reise nicht nur reich an Jagderfolgen war, und ich in mir fremde Gegenden kam, sondern besonders dadurch, daß uns in



Risaki Major von Wiffmann einholte, und ich so die Ehre hatte, diesen großen Afrikaforscher und Afrikakenner vier Wochen lang begleiten zu dürfen.

Der Verkehr mit Wiffmann war nicht nur höchst anregend durch Erzählungen früherer Erlebnisse, sondern auch lehrreich durch die vielen praktischen Ratschläge, die er uns gelegentlich mittheilte.

Auf dem Marsche war Wiffmann weit voraus, um zu jagen. Während der Mittagspast versammelten wir uns zu einem gemeinsamen Mahle, nachmittags wurde noch zwei Stunden marschirt, dann das Lager bezogen und auf die Jagd gegangen.

Während des Abendessens und nach demselben saßen wir — im ganzen vier Herrn — gemütlich zusammen; meist nahm Major von Wiffmann das Wort und sprach über seine Reisen, z. B. wie er bei seiner ersten Durchquerung von allem entblößt am Tanganika ankam, allein durch Kredit bei den Arabern die Mittel zur Weiterreise erhielt. Wie er nur von der Nahrung der Eingeborenen lebte, wie seine Kleider allmählich zerfielen und er statt der Sohlen sich schließlich Stücke von Fell mittelst Bast unter die Füße band. Damals war das Reisen in Afrika eben noch mit Schwierigkeiten verknüpft, von denen sich der heutige Afrika-reisende wohl kaum mehr einen Begriff machen kann.

Ferner erzählte er von seinem Verkehr mit Mirambo, dem afrikanischen Napoleon, der noch heute in den Liedern der Waniamuessi gefeiert wird; von Tippu Tipp, dem größten arabischen Händler, dessen Handelsverbindungen quer durch





Afrika reichten. Oder er schilderte Episoden aus der Zeit des Aufstandes und sprach über die Entwicklung der Kolonie und ihre Aussichten für die Zukunft. Es waren hochinteressante Stunden.

In unserer schnell lebenden Zeit haben wohl viele schon vergessen, daß, als Wissmann durch die energische Niederwerfung des Araberaufstandes sich seine Volkstümmlichkeit erwarb, sein Ruhm als Afrikaforscher bereits festgegründet war und sein Name unter den ersten genannt wurde.

Unsere Karawane war bald zusammengestellt, und nach wenigen Tagen marschierten wir ab. Den Verlauf des Weges hatte ich genau festgelegt, ebenso mich nach den voraussichtlichen Wildgegenden erkundigt. Die ersten Tage wurde lediglich marschiert, dann trafen wir vereinzelt Wild, bis wir schließlich die Steppe zwischen Megetafluß und Ulu-gurubergen erreichten.

Der Marsch selbst bot nichts Bemerkenswertes, denn wenn man längere Zeit herumgezogen ist, wiederholt sich natürlich das Aussehen der Gegend mehr oder weniger.

Die Steppe bildet nicht eine völlig glatte, übersichtliche Ebene, sondern ist zum Teil mit Gebüsch und lichtigem Wald bestanden und ab und an von flachen Erdwellen unterbrochen; sie bildet das Dorado des Wildes.

Zum ersten Male sah ich hier Wild in Herden zu 60,80 bis zu 200 Stück. Es ist ein herrlicher Genuß, hier zu jagen. Giraffen fanden sich nur vereinzelt, dagegen in Herden Zebra, Gnu und die verschiedensten Arten von



Antilopen sowie Raubtiere. Die Jagd ist sehr schwierig, da man fast ausnahmslos auf große Entfernungen schießen muß, meist über 100 m.

Das Wild ist scheu und sichert sehr gut. Man muß sich sehr geschickt anpirschen, um der Aufmerksamkeit des Leitbullen zu entgehen. Sobald er den Feind wittert, wirft er sich herum und jagt davon. Im donnernden Galopp stürmt die ganze Herde hinter ihm her, daß die Erde unter ihren Hufen dröhnt. Ist man vielleicht auch im ersten Augenblick ärgerlich, daß man nicht zu Schuß gekommen, so freut man sich doch über den imposanten Anblick und denkt: es laufen ja noch mehr Gnus herum, und nächstes Mal wird man geschickter sein.

In fliehende Herden oder Rudel zu feuern, hat keinen Zweck, meist wird man die Tiere nur krank schießen, denn was nicht im Feuer zusammenbricht, geht meist verloren. Eine besondere Art der Sicherung habe ich übrigens bei Swallaantilopen bemerkt. Ein Rudel war vor mir flüchtig geworden, machte aber nach einigen 100 m wieder Halt, und nun sah ich, wie einzelne Tiere etwa um das Vier- bis Fünffache ihrer eigenen Größe wie Gummibälle in die Höhe schnellten und in der Richtung nach mir äugten.

Die einzelnen Arten gehen teils gesondert, teils auch mit anderen zusammen. Ich habe Herden gefunden, in denen Gnus, Zebras und mehrere Antilopenarten gemischt waren. Unangenehm ist es, wenn in diesem Falle ein Zebrahengst die Sicherung übernommen hat, denn nichts entgeht seiner scharfen Aufmerksamkeit. Solch ein sichernder





Hengst mit der getigerten Decke, dem schön aufgesetzten Hals, stolz vor Kraft, jeder Nerv, jede Muskel gespannt, ist ein wunderbar fesselnder Anblick!

Wenn in der Regenzeit sich überall in Löchern und Senken Wasser befindet, verteilt sich das Wild überallhin in kleinen Rudeln von nur wenigen Stück. Sobald dann das Wasser austrocknet, sammeln sie sich wieder zu größeren Trupps und ziehen sich nach dem Rande der Steppe. Während der kühlen Stunden am Vor- und Nachmittag äßen sie, in der Mittagshitze suchen sie gerne schattige Plätze auf, um sich niederzutun. Abends ziehen sie dann zur Tränke.

Natürlich darf man hierbei nicht an die phantastischen Bilder denken, wie sie Freiligrath bei seinen afrikanischen Jagdliedern vorgeschwebt haben. Einige kleine Antilopenarten sollen gar nicht tränken, sondern sich mit dem Morgentau begnügen.

Raubtiere: Löwen und Leoparden gibt es wohl in der ganzen Kolonie, aber zu Schuß kommt man selten. Der König der Tiere macht seinem Namen wenig Ehre. Ich habe einen am Horizont verschwinden sehen, ein anderer ging während eines Nachtmarsches auf zwanzig Schritt vor mir auf und davon. Am häufigsten werden die Raubtiere noch in Fallen gefangen oder auf Treibjagd geschossen.

Wenn der Löwe in einem Busch gespürt ist, wird dieser umstellt. Die Leute treiben unter Geschrei und Klappern den Busch ab und so den Löwen auf den Schützen zu. Immerhin gehört ruhiges Blut zu dieser Jagd. Wie zahlreich die Raubtiere noch in der Kolonie sind, sieht man schon



daraus, daß durchschnittlich für 180 Löwen und 1100 Leoparden Schußprämien pro Jahr gezahlt werden. Dieser starke Abschluß erscheint auf den ersten Blick sehr erfreulich, hat aber doch auch seine Schattenseite; denn die Wildschweine haben derart überhandgenommen, daß die Felder oft weit und breit verwüstet sind und in manchen Bezirken die Gefahr einer Hungersnot droht.

Ein gleichfalls von Europäern selten erlegtes Wild ist der Elefant; ich habe nur frische Spuren und Losung gesehen und weiß auch nur von zwei Elefanten, die während meiner Zeit von Europäern geschossen sind.

Die Eingeborenen sind uns hierin weit überlegen. Da die Jagd außergewöhnlichen Mut und Ausdauer erfordert, so sind es nur einzelne Leute, die sich diesem Beruf widmen; leicht findet man sie unter den anderen heraus, so sehr prägt sich im Gesicht und der ganzen Erscheinung ihre Eigenart aus.

Sobald solch ein Jäger hört, daß in seiner Nähe ein Elefant gespürt ist, rüstet er sich schnell, nimmt Gewehr, Pulverhorn und Blei und einige Hand voll Reis und folgt der Spur. Nachts rastet er, wo er gerade einen Platz findet und folgt oft tagelang. Wenn er endlich in die Nähe gekommen ist, schleicht er sich mit geradezu staunenswerter Geschicklichkeit an den nichts ahnenden Elefanten heran, um auf wenige Schritte den tödlichen Schuß anzubringen. Es ist Brauch, daß der der Erde zugekehrte Zahn dem betreffenden Häuptling gehört, der andere dem Schützen.

In unserem Schutzgebiet ist der Elefant fast nirgends mehr Standwild, sondern wechselt über große Gebiete.



## Allgemeine wirtschaftliche Lage.

Über die wirtschaftliche Lage unseres ostafrikanischen Schutzgebietes und seine Aussichten für die Zukunft will ich einige kurz zusammenfassende Angaben machen.

Im Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln können wir schließlich mit dem bisher Geschaffenen zufrieden sein. Was erreicht werden konnte, ist erreicht, dank der Aufopferung und Hingabe aller beteiligten Faktoren. Ist das Ergebnis dennoch nur ein bescheidenes zu nennen, so liegt es nicht an der Unergiebigkeit der Kolonie, sondern an der Unzulänglichkeit der Mittel, mit denen wir bisher gearbeitet, in erster Linie an dem Mangel einer weitsehenden Verkehrspolitik, einer Sparsamkeit am falschen Ort. Hoffentlich sind wir durch Schaden klug geworden!

Wenn wir in Südwestafrika rechtzeitig für das Geld, das jetzt der Aufstand verschlungen hat, Eisenbahnen gebaut hätten, wäre der Aufstand entweder überhaupt nicht ausgebrochen oder aber mit geringerer Schwierigkeit und ohne solch gewaltige Entbehrungen für unsere Truppen bewältigt worden. Hätten wir in Ostafrika schon die Bahn Kilwa-Nyassa begonnen, wären wir von den letzten Unruhen sicher verschont geblieben.



Hauptmann Fonck (Heinrich) phot.

Arabisches Fahrzeug (Dhau) mit indischen Händlern.







Immerhin haben wir eine geordnete Verwaltung — vielleicht etwas zu geordnet —, die sich fast über das ganze Schutzgebiet erstreckt. Sklavenraub und Sklavenjagd sind unterbunden; die Wahehe, Wangoni, Masiti usw., deren Kriegszüge der Schrecken der gesamten, friedlichen Bewohner waren, sind unterdrückt und sesshaft gemacht. Bei genügender Vermehrung der Schutztruppe werden Unruhen von größerer Bedeutung nicht wiederkehren, kleinere Unbotmäßigkeiten darf man nicht rechnen.

Deutsch-Ostafrika ist so erschlossen, daß Reisen dort aufgehört hat, eine Kunst zu sein. Geographisch, geologisch und ethnographisch ist es schon in sehr weitem Maße durchforscht. Wir besitzen ein Kartenmaterial, wie es keine andere Nation in so kurzer Zeit auch nur annähernd beschafft hat. Mit Bienenfleiß ist nach jeder Richtung hin gearbeitet worden.

Der Plantagenbau hat sich in den ihm vorläufig gezogenen Grenzen recht gut entwickelt. Das anfangs spröde Kapital hat allmählich eingesehen, daß sich in ostafrikanischen Plantagen sehr wohl Geld nutzbringend anlegen läßt.

Selbst der Handel, der noch 1902 sich ungefähr auf derselben Höhe hielt wie 1891, nämlich auf rund 14 Millionen Mark, ist 1903 auf 18, 1904 auf etwa 24 und 1905 auf fast 29 Millionen Mark gestiegen. Ein erfreulicher Fortschritt.

Wie schon erwähnt, haben wir zur Hebung der Eingeborenen unendlich viel getan, doch war dies nicht der





eigentliche Zweck unserer Kolonialpolitik. Unsere Kolonien sollen unserem Handel neue Absatzgebiete eröffnen und uns hinsichtlich der Kolonialerzeugnisse vom Ausland soweit als möglich unabhängig machen; das Geld, das Staat wie Private in die Kolonie hineinstecken, soll reichlich Zinsen tragen.

Kolonien können dem Mutterlande auf folgende Weise Nutzen bringen:

1. durch Plantagenwirtschaft,
2. durch Aufnahme überschüssiger Volkskräfte, die dadurch dem Volkstum erhalten bleiben,
3. durch Handel.

Ich will darzulegen versuchen, inwiefern Deutsch-Ostafrika diesen Anforderungen entspricht, und wie weit seine Entwicklung bis heute vorgeschritten ist.





## Plantagen- u. Eingeborenenkulturen.

Deutsch-Ostafrika liegt zwischen dem 4. und 10. Grad südlicher Breite, also völlig innerhalb der Tropen. Von einer tropischen Kolonie erwartet man in erster Linie Ertrag aus Plantagenwirtschaft, und so wandte man sich auch in Deutsch-Ostafrika von vornherein der Kultur tropischer Pflanzen zu, um so mehr als das nahe der Küste gelegene Usambaragebirge die günstigsten Bedingungen bot. Naturgemäß haben die Pflanzungen zuerst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt.

Die Boden- und klimatischen Verhältnisse waren unbekannt, es mangelte an geeigneten Leitern, und so sind manche Fehler gemacht worden. Heute aber können wir sagen, daß wir über diese tastenden Versuche hinaus sind. Wir verfügen über genügend erfahrene Tropenpflanzer, und es wird nur selten vorkommen, daß eine Pflanzung an einer Stelle angelegt wird, an der wichtigste Bedingungen für ihr Gedeihen nicht erfüllt werden.

Das Hauptinteresse nahm anfangs die Kaffeekultur in Anspruch, doch sind die ursprünglichen Erwartungen nicht erfüllt worden. Dies schließt aber keineswegs aus, daß man in anderen Gebieten günstigere Ergebnisse erzielen





kann, sobald sie durch die Eisenbahn an den Welthandel angeschlossen sind.

Tabak ist gleich in der ersten Zeit im großen Stil von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Lewa angebaut worden, aber schon lange aufgegeben. Der Boden war zu üppig, die Blätter wurden strunkig und kohlten beim Brand. Dieser Mißerfolg entsprang eben der Unkenntnis der Erfordernisse, welche der Boden bei Tabakskultur erfüllen muß.

Versuche des Gouvernements bei Mohorro im Rufidjdelta nahmen denselben Ausgang. Für anderen als Negertabak scheinen also die Bodenverhältnisse nicht geeignet.

Ferner sind noch Versuche mit Tee, Pfeffer, Kardamom, Vanille u. a. zu erwähnen, über die das Urtheil noch nicht spruchreif ist.

Der rationelle Anbau der Kokosnuß, die seit Jahrhunderten von Arabern und Eingeborenen gepflanzt wird, konnte von vornherein als gesichert gelten. Man gewinnt aus der Nuß das Kopraöl und verwendet auch die Blätter sowie die Fasern der Schale zu verschiedenen Zwecken.

Die Kultur ist sehr einfach und Versuche nicht mehr erforderlich. Fast das gesamte Küstengebiet ist brauchbar. Für europäische Bewirtschaftung ist der Anbau der Kokospalme zwar nur im Großbetrieb lohnend, doch kann man sie gut als Zwischenkultur zwischen Baumwolle und Agaven (Hanf) pflanzen. Immermehr haben auch die Eingeborenen den Wert der Kokospalme erkannt und sich ihrer Kultur



in gesteigertem Maße zugewendet, wie aus dem Anwachsen der Exportziffer zu sehen ist. Der Wert der Ausfuhr ist in den letzten vier Jahren um mehr als das Vierfache gestiegen.

Ein Hauptausfuhrartikel ist von jeher Kautschuk gewesen, der bekanntlich aus dem Saft einer Liane gewonnen wird. Der Bedarf der Industrie an Gummi ist ein so bedeutender und noch stetig im Steigen begriffen, daß die Aussichten für Kautschuk außerordentlich glänzende sind und eine Überproduktion so gut wie ausgeschlossen ist.

Bis vor kurzem war man auf den Kautschuk angewiesen, den die Eingeborenen aus den wildwachsenden Lianen bereiteten. Da der Neger aber — was schließlich bei seiner Charakteranlage: „heut ist heut“ nicht zu verwundern ist — in sinnloser Weise Raubbau treibt, so wäre in absehbarer Zeit ein Nachlassen der Produktion zu erwarten gewesen. Denn wenn das Gouvernement auch bemüht ist, diesem Raubbau entgegenzutreten, so sind in Afrika Verordnungen doch sehr viel leichter gegeben als ausgeführt.

Seit einigen Jahren hat man sich daher der Plantagenkultur zugewendet und zwar mit vortrefflichen Erfolgen. Die ersten Versuche wurden gemacht auf der Gouvernements-plantage Livale — bekannt auch durch den Aufstand — und von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Lewa. Lewakautschuk brachte in Hamburg 7 Mark pro Kilogramm, während sich die Herstellungskosten nur etwa auf die Hälfte stellen. Seither sind eine Reihe neuer Plantagen im Entstehen begriffen.





Ursprünglich glaubte man — wie auch alle obigen Versuche zeigen — daß außer Mineral- und Kohlenfunden nur durch Plantagenbetrieb Nutzen aus der Kolonie zu ziehen wäre; seit einigen Jahren aber ist man bestrebt, gewisse Kulturen nicht nur in Plantagen anzupflanzen, sondern auch zu Eingeborenenkulturen zu machen.

Das ist ein gewaltiger Fortschritt, denn damit gewinnt die Produktion eine ganz andere, breitere Unterlage wie bisher, und wir haben jetzt die Aussicht, Werte zu erzeugen, an die wir früher gar nicht haben denken können. In Betracht kommt in erster Linie Hanf und Baumwolle.

Von den verschiedenen Hanfforten, mit denen man zunächst Versuche anstellte, hat sich der Sisalhanf am meisten bewährt, d. h. den besten Preis erzielt, so daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft sich auf ihren Pflanzungen Kitogwe und Buschirihof sehr bald zum Großbetriebe entschloß. Auf Grund der dort erzielten Erfolge sind dann größere Pflanzungen längs der Usambarabahn, in Wilhelmstal und Vindi neu angelegt.

Da diese Pflanze nur wenig Pflege bedarf und mit dem geringsten Boden fürliebnimmt, so bietet ihre Kultur einerseits den Eingeborenen keine Schwierigkeiten, andererseits stehen für den Anbau nahezu unbeschränkte Gebiete zur Verfügung, sofern nur einigermaßen günstige Verkehrsverhältnisse vorhanden sind.

Der Wert der Ausfuhr ist 1903/04 von 323 000 auf



571 000 Mark und, soweit ich habe ermitteln können, im Jahre 1903 auf 740 000 Mark gestiegen.

Eine Agaven-Gesellschaft, welche im Jahre 1900 mit einem Kapital von 600 000 Mark gegründet ist, beabsichtigt in diesem Jahr 7 Prozent Dividende zu verteilen.

Die Einführung der Baumwolle verdanken wir den Bemühungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, obwohl auch hierin das Gouvernement schon seit längerer Zeit Versuche auf einer Pflanzung in Nombo gemacht hatte. Andere Versuche waren wegen verschiedener Mißgriffe gescheitert.

Da wir für 400 Millionen Mark Baumwolle jährlich einführen, ergibt es sich, von welcher Bedeutung grade diese Kultur für uns ist, selbst wenn wir auch immer nur einen kleinen Teil des Bedarfes in absehbarer Zeit werden erzeugen können.

Das Kolonialwirtschaftliche Komitee begann seine Versuche 1900 in Togo, wo der Baumwollbau jetzt bereits Eingeborenenkultur geworden ist, und setzte dieselben 1902 in Ostafrika fort. Wie gut die Resultate hier waren, zeigt am besten, daß auf der Weltausstellung in St. Louis deutsch-ostafrikanische Baumwolle die „goldene Medaille“ erhielt. Hoffentlich hält sich die weitere Entwicklung auf der gleichen Höhe.

Es sind bereits eine Anzahl von Plantagen entstanden; ferner haben fast sämtliche Kommunen kleine Anpflanzungen angelegt, auf denen die Eingeborenen in der Kultur der Baumwolle unterwiesen werden, und ein Ansiedler am





Viktoriafsee hat es sogar erreicht, daß sämtliche umliegenden Dörfer Baumwolle pflanzen, deren Ernte abzunehmen er sich verpflichtet hat.

Der Wert der Ausfuhr ist natürlich erst gering.

Diese Kulturen bilden gewissermaßen den Übergang zu den Pflanzen, die lediglich durch Eingeborene gewonnen werden. Es sind dies: Reis, Mais, Sesam, Erdnuß, Wachs, die aber auch schon heute für den Export in Frage kommen, soweit sie an der Küste geerntet werden.

Leider beschränken sich die Neger nach wie vor darauf, das Feld mit der Hacke zu bearbeiten ohne Düngung, so daß sie stets die Felder wechseln müssen, und es wird wohl noch unendlich lange dauern, bis wir sie zu einer sachgemäßen und damit ertragreicheren Bestellung erzogen haben.

Die Genügsamkeit des Negers bildet den Haupthinderungsgrund, denn er ist zufrieden, wenn er so viel erwirbt, daß er bis zur nächsten Ernte Nahrung hat und sich die nötigen Stoffe und Werkzeuge kaufen kann. Arbeiten um der Arbeit willen, dazu hat er keine Lust. Doch, glaube ich, darf man deswegen nicht zu scharf mit ihm ins Gericht gehen; soll es doch auch in Europa Leute geben, die mit einem erstaunlichen Mindestmaß von Arbeit auskommen.

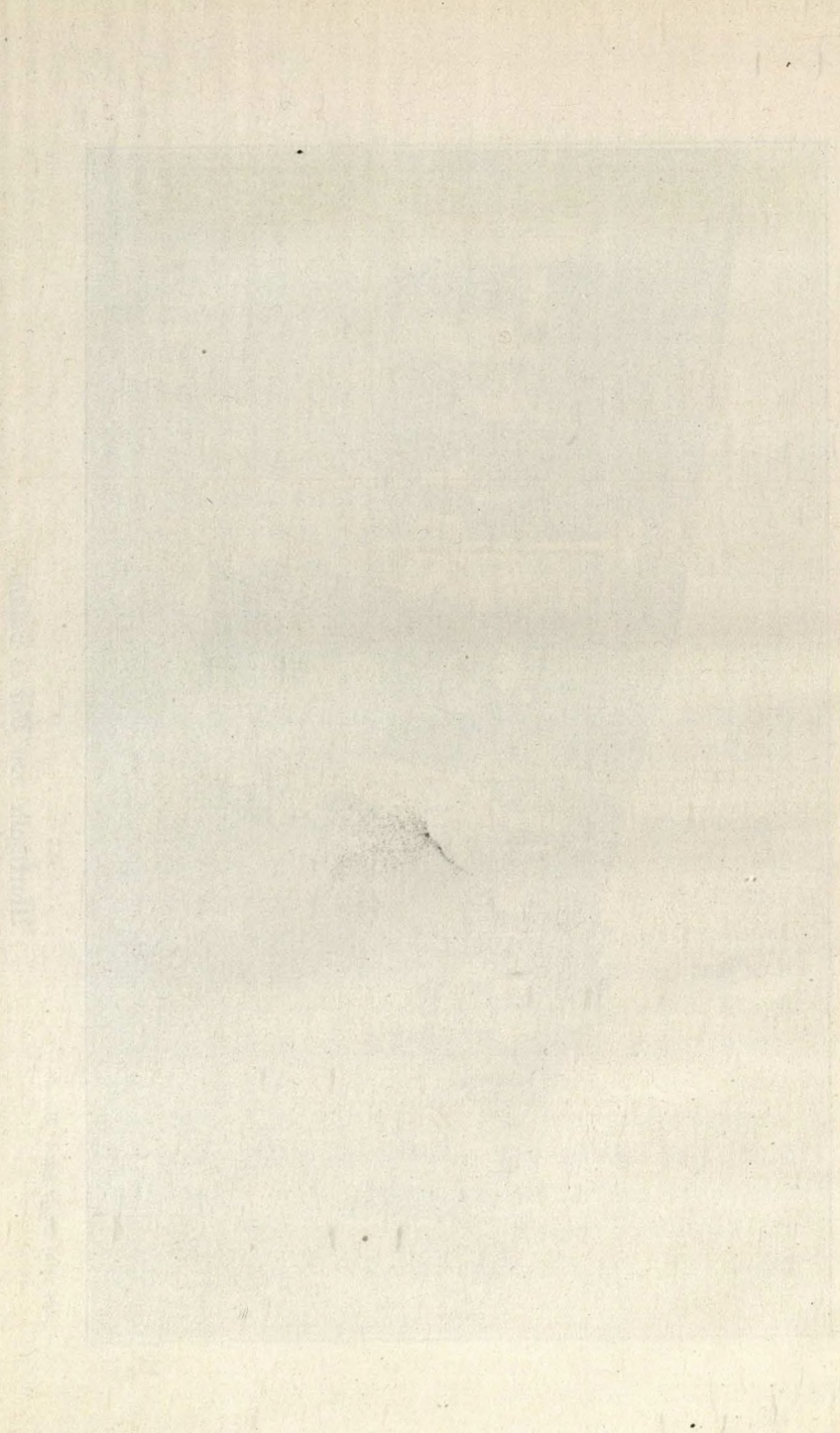
Wir müssen daher dem Neger Bedürfnisse beibringen, zu deren Befriedigung er eben mehr arbeiten muß. Daß dies möglich ist, zeigt der Unterschied zwischen dem Neger der Küste und dem des Innern. Letzterer begnügt sich mit einem dürftigen Lendentuch, ersterer dagegen, der bereits



Aus „Auf weiter Fahrt“ Bd. 5.

Markthalle von Dar es Salam.







lange mit der Kultur in Berührung lebt, ist schon nahezu ganz bekleidet. Noch größer ist natürlich der Unterschied bei den Damen; der Toilettenreichtum einer Küstennegerin ist geradezu erstaunlich.

Für ein sehr heilsames Erziehungsmittel in dieser Beziehung halte ich die seit einigen Jahren eingeführte Hüttensteuer.

Wir haben so Außerordentliches für die Beruhigung des Landes geleistet und die Aufrechterhaltung dieses Schutzes kostet dem Reich auch heute noch so viel Geld, daß die moralische Berechtigung zur Besteuerung der Neger wohl keinem Zweifel unterliegt.

Und im Prinzip findet der Neger das auch ganz recht und billig. Anders sieht ihm die Sache allerdings aus, wenn es an das Bezahlen geht. Da zeigt er sich ebenso wenig freudig bewegt wie ein europäischer Staatsbürger und denkt: das Deutsche Reich hat ja stärkere Schultern, laß das ruhig die Lasten tragen.

Mag die Erhebung der Hüttensteuer auch einer der Gründe für den letzten Aufstand sein, so wäre dies keinesfalls ein Grund, die Steuer aufzuheben. Natürlich muß die Erhebung derselben in verständiger Weise und nur da geschehen, wo wir auch tatsächlich Regierungswalt ausüben. Es darf kein Wettbewerb zwischen den einzelnen Bezirkshäuptern entstehen, wer es am besten versteht, die Steuerschraube anzuziehen. Die betreffende Verordnung des Gouverneurs gibt jedenfalls keine Veranlassung dazu. Hier ist im Gegen-





teil für besondere Fälle die Erhebung dem Ermessen der Lokalbehörde überlassen.

Die Verwendung des Ertrages ist folgende: Wo kommunale Verbände bereits gebildet sind, also in Bezirken mit Zivilverwaltung, erhalten jene 50 Prozent zu eigener Verwendung; in den übrigen Bezirken werden zehn Prozent zur Entschädigung für Zumben, Schreiber usw. abgezogen, das übrige an das Gouvernement abgeführt. Der Ertrag der Hüttensteuer hat fast den Zollertrag erreicht.

Der erzieherische Wert liegt nun darin, daß die Eingeborenen zunächst mehr anbauen müssen, als sie für ihren persönlichen Bedarf unbedingt nötig haben, ferner auch allmählich vorziehen, wertvollere Erzeugnisse zu pflanzen, von denen sie nur eine geringere Menge zur Station als Steuer zu tragen brauchen.





## Besiedelung.

Schon seit Jahren wird in weiten kolonialen Kreisen die Besiedelung der ostafrikanischen Hochländer durch deutsche Bauern lebhaft erörtert.

An eine Massenauswanderung ist allerdings nicht zu denken, wohl aber an eine Besiedelung in beschränktem Maße. Dies erscheint auch völlig genügend, da wir bei den enormen Ansprüchen der Industrie und dem Mangel an ländlichen Arbeitern im Osten gar keinen so großen Überschuß an Menschen mehr haben.

Wie schon erwähnt, kommen nur die Hochländer in Frage. Da diese über 1200 Meter nach Geheimrat Koch fieberfrei sind und die Versuche auf der Versuchstation Kwai in Westusambara gezeigt haben, daß sämtliche europäischen Getreide und Gemüse nicht nur gut fortkommen, sondern zum Teil weit höhere Erträge liefern wie zu Hause, so ist eine Besiedelung sehr wohl möglich.

Aber ebenso wie in Südwestafrika ist auch hier ein Anlagekapital von 10000 Mark notwendig; denn bis zur ersten Ernte muß der Ansiedler Verpflegung kaufen, Arbeiter besolden, Vieh und Geräte anschaffen, wenn ihn auch hierbei das Gouvernement unterstützen wird.





Für seine Erzeugnisse findet er Absatz auf den Plantagen und an der Küste, aber natürlich muß er dazu Anschluß an eine Eisenbahn haben. Letzteres ist auch erforderlich, damit die Ansiedler schnell die Malaria-gegenden durchheilen können.

Reichtümer zu sammeln, wird schwer gelingen, immerhin aber werden die Leute sorgloser und unabhängiger dort leben wie in der Heimat.

Außer Usambara käme hauptsächlich Uhehe in Frage, wo das Gouvernement auch bereits eine Versuchsstation angelegt hat, sowie Gebiete am Nyassa und Kilimandjaro.

Wie aber hervorgehoben, ist diese Besiedelung erst möglich, wenn die Verkehrsverhältnisse andere geworden sind. Und auch dann darf man ihr keine entscheidende Bedeutung für die Entwicklung der Kolonie beimessen.





Aus „Auf weiter Fahrt“ Bd. 1.

Karawanferei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Bagamoyo.







## Handel.

Was die Handelsverhältnisse anbelangt, so ist nach zwei Richtungen immerhin ein Fortschritt zu verzeichnen.

Zunächst hat der Anteil des Deutschen Reiches an dem Handel Deutsch-Ostafrikas ständig zugenommen, während derjenige Sansibars in gleicher Weise zurückgegangen ist, — andere Länder kommen nur wenig in Betracht.

Noch im Jahre 1901 betrug unser Anteil nur 24 Prozent, derjenige Sansibars 65 Prozent; bis zum Jahre 1904 dagegen haben sich die Verhältnisse derart verschoben, daß die Anteile fast gleich sind: 42 bzw. 44 Prozent. Es läßt sich annehmen, daß diese Verschiebung zu unseren Gunsten auch weiter anhält.

Dieser Erfolg hat allerdings nichts mit der Vormachtstellung Sansibars als Stapelplatz für das gesamte Ostafrika zu tun; die ist auch heute noch unerschütterl. Ich komme auf diesen Punkt später zurück.

Sansibar ist eben von altersher der natürliche Vermittler des Handels nach Indien, und der Handelsverkehr Deutsch-Ostafrikas wiederum geht zum großen Teil nach Bombay.

Bei der Geringfügigkeit der bisher aufgewendeten Mittel





müssen wir aber mit diesem Resultat schon zufrieden sein. Bezeichnend für die augenblickliche Lage ist es, daß nicht nur die großen Indersfirmen, sondern auch die meisten deutschen Häuser ihren Sitz in Sansibar haben und in Dar es Salam sich nur durch Agenturen vertreten lassen.

Ein anderer Fortschritt ist darin zu erblicken, daß, wie schon oben bemerkt, der Handel seit vier Jahren eine steigende Tendenz zeigt, während der Umsatz von der Besitzergreifung ab bis zum Jahre 1902 fast völlig unverändert geblieben war. Aber was wollen schließlich 28 Millionen Mark Umsatz bei einer so großen Kolonie besagen! Die Steigerung ist, abgesehen von der überraschenden Entwicklung des Bezirks Mwanza am Viktoriasee seit Eröffnung der Ugandabahn, zum Teil wohl auch darauf zurückzuführen, daß auf andauernde Dürre und Heuschreckenplage endlich normale Jahre gefolgt sind.

Es ist unbedingt erforderlich, daß wir das Innere mehr als bisher erschließen, um so dem Handel neue Absatzgebiete und Absatzquellen zu eröffnen. Durch Verbilligung des Transportes müssen schon vorhandene Produkte marktfähig, die Anlage neuer Kulturen ermöglicht werden. Damit werden wir gleichzeitig den Handel, der schon in bedenklicher Weise beginnt, in die Nachbarländer abzustreifen, in unserer Kolonie festhalten. Das kann aber nur geschehen durch energischen Ausbau von

**Eisenbahnen.**



Die Wege, wie sie von den Stationen fast überall mit Hilfe der Schutztruppe und der Eingeborenen angelegt werden, machen das Reisen bequemer, können aber zur Änderung der Handelsverhältnisse nichts beitragen. Herstellung und Unterhaltung einer großen Fahrstraße wie z. B. die von Dar es Salam bis Bugu würde aber Millionen erfordern und ihr Nutzen stände außer Verhältnis zu den Kosten. Dazu kommt, daß alle bisherigen Versuche des Wagentransportes mehr oder weniger mißglückt sind.

Der Eisenbahnbau ist die Grundlage jeder praktischen Kolonialpolitik; ohne Eisenbahnen ist Großes nicht zu erreichen. Dieselben Gründe, aus denen in der Heimat Ausbau des Verkehrsnetzes gefordert wird, gelten ebenso für die Kolonien: Anschluß der entlegenen Bezirke an den Welthandel, damit ihre Erzeugnisse marktfähig werden. Und heute besitzen wir genügende Grundlagen und Erfahrungen, — wenn auch zum großen Teil aus fremden Kolonien — um den Nachweis zu liefern, daß der Bau von Eisenbahnen lohnend ist.

Einen Anfang haben wir gemacht, aber auch wirklich nicht mehr. Ich meine die Usambarabahn und die kürzlich begonnene Bahn Dar es Salam = Morogoro. Aber trotz der Verlängerung bis Mombo ist die Usambarabahn nur ein Torso und erfordert dringend die Weiterführung bis Aruscha.

Die Entwicklung von Tanga und des von der Bahn durchzogenen Gebietes hat den Nachweis ihrer Nützlichkeit und Notwendigkeit erbracht. Tanga ist aus einem Dorf





zur Stadt geworden, und im Anschluß an die Bahn sind eine Menge Ansiedelungen von Europäern wie Eingeborenen entstanden. Zahlreiche Erzeugnisse aus dem Inneren, die bis dahin durch den Trägerlohn zu sehr verteuert wurden, können jetzt zur Küste gebracht werden.

Über Wert und Zweck der einst so heiß umstrittenen Seen- oder Zentralbahn zu sprechen, ist müßig. Wenn die Ostafrikanische Eisenbahn-Gesellschaft erkannt hat, — und nach ihrem Jahresbericht rechnet sie sicher darauf — daß die Stichbahn Dar es Salam-Morogoro sich rentiert, ist eine Verlängerung derselben selbstverständlich.

Dringend notwendig ist aber, daß endlich etwas für den bisher stiefmütterlich behandelten Süden geschieht und hier ernstlich an den Bau einer Bahn zum Nyassa gegangen wird.

In dankenswertester Weise hat das kolonialwirtschaftliche Komitee sich auch mit dieser wichtigen Frage beschäftigt und unter zwei erfahrenen Afrikanern, den Herren Fuchs und Booth, eine Kommission ausgesandt, die sowohl die voraussichtlich günstigste Trasse als auch die Entwicklungsfähigkeit des Landes feststellen sollte. Auf ihrem vortrefflichen Bericht beruhen z. T. die folgenden Angaben.

Was den ersten Punkt anbelangt, sind auf dem weitaus größten Teil der 670 km. langen Strecke Schwierigkeiten überhaupt nicht zu überwinden, da das Gelände langsam zu den Nyassabergen ansteigt. Der Abstieg zum See würde allerdings teilweise besondere Kunstbauten erfordern. Eine



Verbilligung und Erleichterung der Arbeit liegt ferner darin, daß ein beträchtlicher Teil des Weges von Kilwa wie Songea aus bereits als Fahrstraße hergerichtet ist.

Die Entwicklung des Landes ist nach den sehr sorgfältigen Untersuchungen und Berechnungen der Kommission entschieden eine gute zu nennen; eine Einzelbeschreibung würde mich zu weit führen. Hauptartikel wären: Kautschuk, Baumwolle, Erdnuß und Reis, die den Transport auch über noch größere Entfernungen vertragen, und selbst die Gewinn- grenze der gewöhnlichen Eingeborenenkulturen: Mtama usw. geht noch bis weit in das Innere.

Kohlen sind in abbauwürdiger Menge nordwestlich des Nyassa gefunden worden. Dem Umstande, daß sie nur von mittlerer Beschaffenheit sind, stehen die geringen Unkosten der Förderung gegenüber, und es ist leicht möglich, daß in größerer Tiefe auch die Güte der Kohle zunimmt.

Diese Bahn würde des weiteren nicht nur den Handel der Nyassaländer an sich ziehen, da sie kürzer ist wie der Weg Shire-Sambesi, sondern sie würde ihre Fangarme bis zum Tanganikagebiet ausstrecken. Dies ist kein Phantasie- bild, denn da die am Tanganikasee sitzenden Missionen sowie der Kongostaat heute bereits die Ugandabahn benutzen und ebenso auch eine Ausfuhr nach Uganda stattfindet, so ist es zweifellos, daß die Bahn Kilwa-Nyassa als die kürzere diesen Verkehr sofort an sich ziehen würde. Und die Sulta- nate am Tanganika sind sehr fruchtbar und stark bevölkert.





Aber Gile tut not! Denn eben verlautet, daß die portugiesische Regierung sich entschlossen hat, die englische Shirebahn, welche vom Fort Johnston am Nyassa ausgeht, nach Quelemane zu verlängern. Wir laufen also Gefahr, im Süden der Kolonie dasselbe Schauspiel zu erleben wie im Norden: daß die Erzeugnisse unseres Gebietes dazu dienen, fremde Bahnen ertragfähig zu machen.

Die Kosten der Bahn würden sich auf etwa 57 Millionen Mark stellen, den Kilometer einschließlich rollendes Material und Anlagen zu 85 000 Mark gerechnet, und ähnlich wie bei der Bahn Dar es Salam-Morogoro würde das Reich nur eine Zinsgarantie zu übernehmen haben.

Wenn diese beiden Bahnlinien ausgeführt sind und der Hafen von Dar es Salam so ausgebaut ist, daß er allen Anforderungen eines modernen Handelshafens genügt: Anlage eines Dockes, welches der durchschnittlichen Größe der an der ostafrikanischen Küste verkehrenden Schiffe wirklich entspricht, Errichtung eines umfangreichen Kohlenlagers, Vervollkommnung aller für das Laden oder Löschen der Schiffe erforderlichen Einrichtungen und, wenn möglich, Erweiterung des Hafens durch Ausbaggerung, dann erst können wir ernstlich daran denken, Sansibar seinen Sonnenplatz streitig zu machen, seinen Handel allmählich lahmzulegen und zu uns herüberzuziehen.

Bekanntlich ist es schwer, den Handel aus altgewohnten Bahnen zu lenken, es gelingt aber doch, wenn die Vorteile des neuen Platzes sehr schwer wiegen, und das wäre hier zweifellos der Fall. Dar es Salam ist das Ideal eines Hafens,



vor jedem Winde geschützt, während Sansibar nur eine gänzlich offene Rhede hat.

Von wesentlicher Bedeutung ist ferner, daß seit Eröffnung der Ugandabahn das Interesse der Engländer an Sansibar sich sehr verringert hat, ja, daß sie es zugunsten von Mombassa geradezu vernachlässigen.

Noch einige allgemeine Bemerkungen:

Die Erfahrungen der Ugandabahn und selbst der kleinen Usambarabahn haben gezeigt, daß die bisherigen Berechnungen der Gewinn Grenzen zu kurz bemessen waren. Auch der Transport der einfacheren Kulturen auf weite Entfernungen darf danach weit mehr in Rechnung gezogen werden, wie bisher angenommen. Es gehört dazu natürlich eine weitsichtige, verständige Tarifpolitik, und neben der Tarifpolitik ist auch wesentlich eine verständige Landpolitik, was die Konzession an die bauende Gesellschaft anbetrifft. Unbedingt muß daran festgehalten werden, das nicht zusammenhängende, große Gebiete abgegeben werden, sondern immer nur sogenannte Blocks, wechselnd rechts und links der Bahn. Schon das kurze Stück der Usambarabahn zeigt, wie die Neger mit erklärlicher Vorliebe sich nahe der Bahnlinie ansiedeln; außerdem wird damit am einfachsten der Land speculation vorgebeugt.

Ich möchte ferner darauf hinweisen, daß man etwa sechs Millionen jährlich für Ausrüstung der Karawanen rechnet, wovon ein bedeutender Prozentsatz auf Rechnung des Reiches





kommt, der dann zum Teil gespart wird, und daß 100 000 Menschen jährlich für den Güteraustausch in Bewegung gesetzt werden, deren Kräfte dann für andere Aufgaben frei würden.

Mit Sicherheit ist darauf zu rechnen, daß in den nächsten Jahrzehnten die Bevölkerung schnell zunehmen wird, da einerseits die ununterbrochenen Kriege und Sklavenjagden aufgehört haben, andererseits dem bisher weit verbreiteten Kindermord energisch gesteuert wird.

Auch werden diese neuen Verkehrswege nicht nur der Ein- und Ausfuhr zugute kommen, sondern auch dem Güteraustausch innerhalb der Kolonie. Es wird z. B. eine Unterstützung der von Hungersnot heimgesuchten Gegenden ermöglicht sein, während die Hunderttausende, die wir gelegentlich der durch die letzten Mißernten hervorgerufenen Hungersnot geopfert haben, so gut wie nichts genutzt haben.

Wie man Eisenbahnpolitik treiben muß, das können wir, wie so manches in kolonialen Dingen, von unseren Vettern jenseits des Kanals lernen.

Wenn von den Kolonialkreisen dringend der Bau von Eisenbahnen gefordert und dabei auf das Vorgehen unserer Nachbarn in Britisch-Ostafrika hingewiesen wurde, erwiderten die Gegner stets: „Das ist ganz etwas anderes, England baut die Bahn aus politischen Gründen zur Unterstützung seiner Herrschaft im Sudan.“

Zugegeben, daß dies der Hauptgrund war, denn anders ist die Schnelligkeit ihres Vorgehens, welche durch Ver-



wendung indischer Arbeiter den Bau fast um die Hälfte verteuerte, nicht zu erklären. Dann aber haben sie es ausgezeichnet verstanden, die Bahn auch kaufmännisch zu verwerten.

Trotz der enormen Anlagekosten — 120 000 Mark für 1 km — werden die Betriebskosten nach zweijährigem Bestehen — 1904 — bereits gedeckt und, nach der bisherigen Entwicklung zu schließen, wird auch bald eine Verzinsung des Anlagekapitals eintreten.

Die Dampfer, welche die Engländer im Anschluß an die Bahn auf dem Viktoriassee im Betrieb haben, bringen sogar bereits eine Rente von  $3\frac{1}{2}$  Prozent.

Sobald die Bahn fertig war, versuchten die Engländer mit allen Mitteln den Verkehr zu heben: zunächst durch eine sachgemäße Tarifpolitik, dann durch weitgehendste Erleichterungen: wie Anlage von Piers, Verteilung von Leichtern, auch an die deutschen Stationen u. a. Die Verwaltung hat sogar letzteren wiederholt den Bau von Zoll- und Lagerhäusern sowie von Piers, ja sogar die Anlage einer Straße von Tabora nach Muansa angeboten! Und das alles wohl nicht aus reiner, herzlicher Liebe zu uns. Es geht eben ein großer Zug durch die ganze Art der Verwaltung.

Der Bezirk Muansa hat demzufolge einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen. Der Wert des Warenverkehrs betrug im Jahre 1903 etwa 679 000 Mark, dagegen 1904 bereits 2 470 000 Mark und ist nach den vorläufigen Zahlen 1905 auf ungefähr 3 800 000 Mark gestiegen.





Dabei sind es nur einfache, landwirtschaftliche Produkte, die zur Ausfuhr gelangen: wie Ziegenfelle, Ochsenhäute, Erdnüsse, Reis, Sesam, Baumwolle — (von letzterer wohl zunächst nur wenig) und lebendes Vieh.

Diese außerordentliche Entwicklung des Bezirks Muansa liefert den zuverlässigsten Beweis, wie ein Gebiet durch eine Eisenbahn erschlossen werden kann, selbst wenn sein Boden nicht einmal wertvolle Plantagenprodukte hervorbringt.

Folgen wir dem Beispiel unserer Vetter und Nachbarn, ehe sie allen Handel aus dem Hinterlande unserer Kolonie herausgezogen haben!





## Erzieherische Bedeutung der Kolonien.

Als wir in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre anfangen, von der Theorie zur Praxis überzugehen und die afrikanischen Kolonien erwerben, da war für viele Afrika wirklich im weitesten Sinne der „dunkle Erdteil“. Man sang voller Begeisterung: „Nach Afrika, nach Kamerun, nach Angra-Bequena“, was das aber wäre, darüber zerbrach man sich nicht weiter den Kopf. Ein eingehenderes Interesse wandte man zuerst Deutsch-Ostafrika zu, als die Zeitungen erfüllt waren von Nachrichten über die glänzenden Waffentaten Wissmanns bei Niederwerfung des Araberaufstandes, und diese mit der gleichen Spannung erwartet wurden wie in neuester Zeit die Depeschen aus dem russisch-japanischen Kriege.

Mit welcher Bewunderung sah man die ersten Afrikaner heimkehren! Und nicht nur in den Augen romantisch veranlagter junger Damen umgab die Betreffenden ein gewisser Nimbus. Die einfache Tatsache, daß Herr K. in Afrika gewesen war, genügte, um ihn zum Helden zu machen. Das war vor fünfzehn Jahren.

Inzwischen ist die Kenntnis unserer Kolonien bedeutend gewachsen, und wer heute aus Afrika heimkehrt, muß schon



eine gehörige Menge Jagd- und Kriegsgeschichten erzählen, ehe er die aufrichtige Bewunderung seines Stammtisches eringt. Wir haben eben doch begonnen, Weltbürger zu werden.

Einen weiteren Fortschritt bedeutet die Erwerbung von Kiautschou. Was wußten wohl die meisten von China? Nicht vielmehr, als daß es im Osten Asiens liegt, die Hauptstadt Peking heißt und auch die Männer wirkliche Zöpfe tragen.

Inzwischen sind die 20 000 Mann des China-Expeditionskorps in ihre Heimat: nach Schlesien, nach Ostpreußen, nach dem Elsaß, nach Bayern oder, wo sie sonst her waren, zurückgekehrt und haben erzählt: von der Pracht und Herrlichkeit der Tropenwelt, den fremden Ländern, Städten und Völkern, von ihrem Leben und ihren Sitten und geschildert, wie zahlreich und angesehen unsere Landsleute im fernen Osten sind und welcher hohen Achtung sich der deutsche Name da draußen erfreut. Dem Bauer im weltentlegenen Tale des Schwarzwaldes, dem Eigenkätner an der russischen Grenze, ihnen sind die Namen Suez, Aden, Singapore, Kanton, Taku kein ganz leerer Schall mehr, sondern sie vermögen sich jetzt nach den Schilderungen ihrer Freunde und Verwandten ein anschauliches Bild davon zu machen; sie wissen, daß in allen diesen Ländern wichtige deutsche Interessen zu vertreten sind.

In immer weitere Kreise ist die Erkenntnis gedrungen, daß für uns die Welt nicht an der russischen und französ-



fischen Grenze zu Ende ist, sondern daß wir teilnehmen müssen am Weltverkehr. Und auf dem Wege zu dieser Erkenntnis hat die Kolonialpolitik, der Erwerb und Besitz unserer Kolonien, die erste Etappe gebildet.

In unserer rastlos arbeitenden, vorwärts drängenden Zeit, bedarf es der Anspannung aller Kräfte, um sich auf der Höhe zu halten. Der Staat, der sich abschließt, bleibt zurück und verkümmert. Deutschland ist heute keine reine Kontinentalmacht mehr, wenn wir die Wurzeln unserer Kraft auch stets innerhalb der schwarz-weiß-roten Pfähle zu suchen haben werden. Das Kaiserliche Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“, kennzeichnet mit klassischer Kürze unsere politische Lage. Nur der natürlichen Entwicklung folgend, hat der Kaiser unsere Politik in neue Bahnen geleitet. Auf die Dauer Erfolg haben kann diese Weltpolitik aber nur, wenn sie getragen wird von dem Verständnis und der einmütigen Zustimmung des ganzen Volkes.





# Der Krieg in Südwestafrika und seine Bedeutung für die Entwicklung der Kolonie.

□

## Vortrag

gehalten in 35 deutschen Städten von

### Hauptmann Bayer

vom Großen Generalstabe, früher im Generalstabe der Schutztruppe für Südwestafrika.

Mit einem Vollbild, 33 Abbildungen und 2 Karten im Text.

Preis 60 Pfennig.

Inhalt: Gründe des Aufstandes. Charakter der Hereros und Hottentotten. Die äthiopische Bewegung. Verlauf des Feldzuges. Das Gefecht von Onganjira. Die Verfolgung in das Sandfeld. Verhalten unserer Truppe. Verhältnis zwischen Offizier und Reiter. Disziplin. Militärische Lehren. Beschaffenheit und Wert der Kolonie. Was brachte der Feldzug? Zukunft des Landes.

---

Seine Exzellenz Herr Generalleutnant z. D. von Alten urteilt über das Buch:

Mit Freude muß jeder Versuch aufgenommen werden, den breiten Volksschichten die Augen über unsere Kolonien und über die Leistungen der Männer zu öffnen, die draußen mit Kopf und Arm für ihre Entwicklung wirken . . . Einer der Berufsten, ein Mann der 1 1/2 Jahre lang an hervorragender Stelle als Generalstabs-offizier bei unseren Truppen in Südwest gewirkt, der seine jugendliche Kraft für unser Vaterland eingesetzt hat, bringt dem deutschen Volke in einem kleinen Buche den Abriß der Geschichte des Krieges gegen Hereros und Hottentotten. Er bringt die treue, ungeschminkte, aber vom Stolz auf die Leistung des deutschen Kriegers, von froher Hoffnung auf die Zukunft der Kolonie getragene Wahrheit.

---

---

Koloniale Erscheinungen aus dem Verlage von Wilhelm Weicher  
in Leipzig:

Die parlamentarische Studienfahrt nach den Kolonien 1905.

## Togo und Kamerun.

Eindrücke und Momentaufnahmen.

Von einem Abgeordneten.

Reich illustriert. Preis M. 2.—; geb. M. 2.80.

Die „Hamburger Nachrichten“ widmen diesem interessanten Werke eine längere Besprechung, in der es u. a. heißt: „Ein Werk von geschmackvoller Einfachheit, belebt durch zahlreiche Abbildungen, das die Anteilnahme des Lesers von der ersten bis zur letzten Seite in Anspruch nimmt. Es gehört zu den Büchern, die man nicht aus der Hand legt, ohne sie zu Ende gelesen zu haben. Es sind gesprochene Photographien, die hier geboten werden, anschaulich und fest umrissen. Der rasche Blick für das Wesentliche befähigt den Verfasser zu selbständigem Urteil und berechtigt ihn zu einer freimütigen Kritik. Wie überzeugend diese wirkt, beweist die Tatsache, daß schon mehrfach im Reichstag das Buch in die Debatte gezogen wurde. — Besonders interessant ist das Urteil des Verfassers über die hervorragenden Männer, mit denen ihn sein Aufenthalt in den Kolonien zusammengeführt hat. Auch in wirtschaftlichen Fragen tritt das rege Interesse, die Sachkunde und der weite Blick des Verfassers, seine großzügige Auffassung der Verhältnisse und ihre Entwicklungsmöglichkeiten in bemerkenswertem Maße hervor. Die reiche Fülle von Betrachtungen, Ausblicken und Anregungen, die das Buch trotz seiner Knappheit enthält, heben die Schrift über den Rahmen des Reisetagebuches hinaus und geben ihr mehr als Eintagswert.“

---

## Die Besiedlungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas.

Ein Beitrag zur Auswanderungsfrage.

Von **Leue**, Hauptmann.

Preis M. 1.—.

---

## Die Deutschen Kolonien im Jahre 1904.

Von

**E. von Liebert**

Generalleutnant 3. D., vormals Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Preis 50 Pfennig.

---

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und durch den Verlag von  
**Wilhelm Weicher, Leipzig, Windmühlenstr. 1.**



Zur Vertiefung und Belebung des kolonialen Interesses sei aus dem Verlage von Wilhelm Weicher in Leipzig  
wärmstens empfohlen:

Deutsche Marine- und Kolonial-Bibliothek

# „Auf weiter Fahrt“

begründet von Dr. Julius Lohmeyer †  
fortgeführt von Kapitänleutnant Wislicenus

Abteilungsvorstand der Deutschen Seewarte, kommandiert zum Reichs-Marineamt.

**Selbsterlebnisse aus unsren Kolonien und unsrer Marine**  
ge schildert von

**Marine- und Schutztruppenoffizieren, von Marinegeistlichen und  
Forschungsreisenden u. a. von**

Wirkl. Geheimrat Dr. v. Neumayer, Admiralen v. Werner,  
Kühne, Rosendahl, Kapitänz. S. Meuß, Dr. Graf von Pfeil,  
Oberstleutnant von Morgen, Konsistorialrat Goedel, Marine-  
pfarrer Heims, Major Dr. von Wismann, Korv.-Kapitänen  
Graf v. Bernstorff u. Gerstung, Stabsärzten Dr. Kühn u.  
Dr. Sander, Kapitänleutnant Wislicenus, Hauptleuten Eene,  
Schwabe, Canera, Oberleutnant Lehner, Leutenants Graf  
von Arnim und v. d. Marwitz.

— Illustrierte Prospekte mit Inhaltsverzeichnis kostenfrei. —

Es erschienen:

## A. Unverkürzte Ausgabe

4 reich illustrierte, einzeln käufliche Bände, gebunden je M. 4.50 ord.

## B. Verkürzte und erläuterte Volksausgabe

unter besonderer Berücksichtigung der Jugend bearbeitet von Rektor  
G. Gramberg. 3 illustrierte, einzeln käufliche Bände, geb. je  
M. 1.—

### Zwei Urteile über: „Auf weiter Fahrt“

„Die Zeiten, so ernst sie waren und noch sind, haben aber doch das Gute  
gehabt, daß sie das Interesse des deutschen Volkes für seine Kolonien geweckt und belebt  
haben. Damit gewinnt ein Unternehmen wie „Auf weiter Fahrt“, welches  
in hohem Grade geeignet ist, das Verständnis für unsre Kolonien zu verbreiten, immer  
mehr und mehr an Bedeutung. In diesem Sinne kann ich Ihnen dazu von ganzem  
Herzen auch fernerhin nur Glück wünschen.“  
gez. v. Deimling, Oberst.

„Das ausgezeichnete, von Vaterlandsliebe und strenger, edler Wahrhaftigkeit  
getragene Unternehmen, das so reiche Schätze an spannenden, die Kräfte stählenden, die  
Unternehmungslust fördernden Mitteilungen enthält, verdient von alt und jung gelesen zu  
werden. Es sind im besten Sinne des Wortes Volksbücher, die in keiner Bäckerei, in  
keiner Schule fehlen sollten und jedem Hause zur Zierde gereichen; mit ihren vortrefflichen  
Bildern ein festgeschaffenes von bleibendem Werte.“  
Generalleutnant z. D. von Alten.











24170